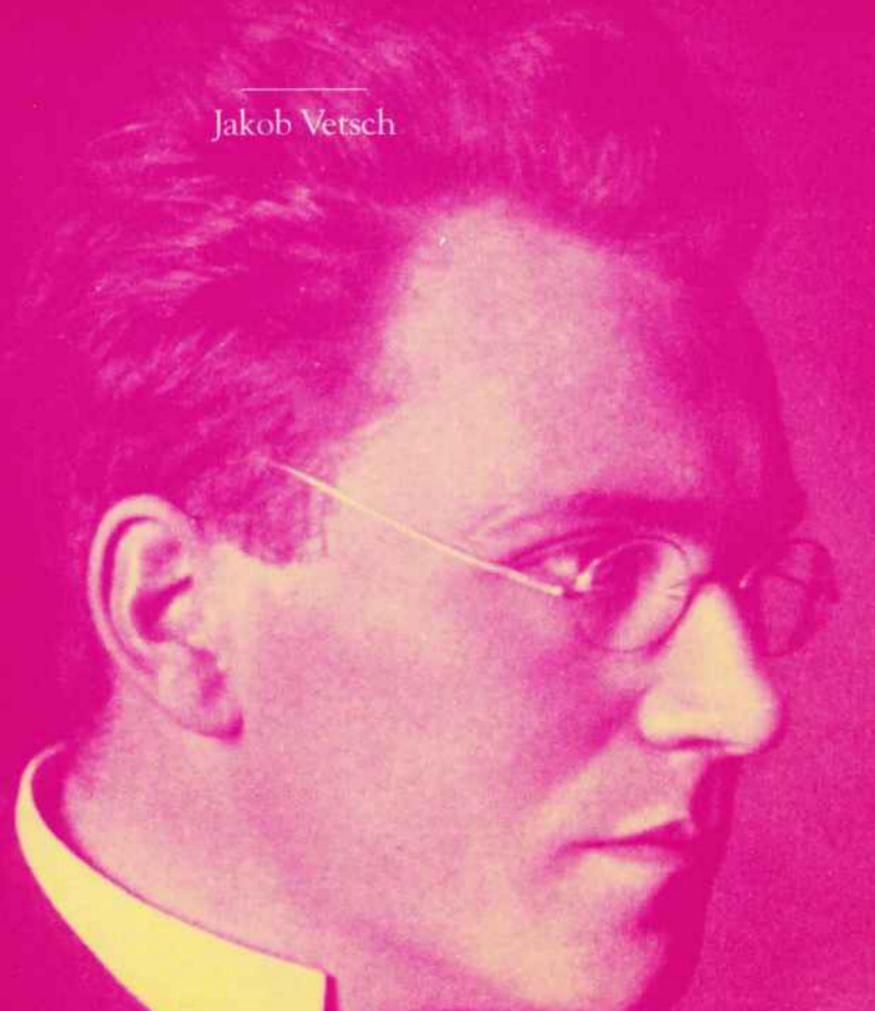


Jakob Vetsch

A black and white profile portrait of Jakob Vetsch, a man with short, dark hair and glasses, wearing a clerical collar. The portrait is the central focus of the book cover.

Leid *und* Reife

Predigten zu Texten
von William Wolfensberger

BuchsDruck und Verlag

Jakob Vetsch Leid und Reife

Jakob Vetsch

Leid und Reife

*Predigten zu Texten
von William Wolfensberger*

BuchsDruck und Verlag

Meinem Bruder Florian

© *BuchsDruck und Verlag, Buchs/SG, 1995*

Gesamtherstellung: BuchsDruck

Buchdruckerei Buchs AG, Buchs/SG

ISBN 3-905222-73-6



Jakob Vetsch-Thalmann

* 1954

Pfarrer in Klosters-Serneus GR;
seit 1982 in Wartau-Gretschins SG

Zahlreiche Buchveröffentlichungen,
1994 Verleihung des Anerkennungs-
preises durch die St.Gallische
Kulturstiftung

Warum gerade Wolfensberger?

Bevor ich im Jahre 1977 aus der Regio Basel ins Bündnerland zog, klärte mich ein älterer Pfarrkollege über William Wolfensberger, seine Geschichte mit den Münstertalern und seine feine Poesie auf. Vielleicht tat er das auch deshalb,

weil ich ein Jahr zuvor meine allererste Predigt in jenem Tal gehalten hatte, allerdings in den südwärts gerichteten, unteren Dörfern. Ich hab's nicht vergessen, aber doch lange nicht mehr daran gedacht, geschweige denn etwas von Wolfensberger gelesen.

Kaum so richtig eingelebt in der neuen Gemeinde im Kanton St.Gallen – und zwar in jenem Tal, in dem Wolfensberger vor vielen Jahrzehnten wirkte –, erhielt ich 1985 in der Bibelstunde von einer betagten Frau eine Ausgabe seines Büchleins «Religiöse Miniaturen». Sie hat es mir mit einem Leuchten in den Augen überreicht, das ich in Erinnerung behielt und mir bedeutete: «In diesem Büchlein liegt ein Schatz verborgen.» Ich glaube, sie hat sogar dazu gesagt, ich könne es vielleicht einmal brauchen – jedenfalls in dieser Richtung gingen die begleitenden Worte, mit denen sie mir das Kleinod in die Hände drückte. Auch diese Begebenheit blieb mir im Gedächtnis haften, aber gelesen hab ich's – ehrlich gesagt – damals nicht.

Erst im Sommer 1994 kam mir jenes Büchlein beim Aufräumen im Studierzimmer zufälligerweise

wieder in die Hände. Es landete auf meinem Nachtschischen – und wurde gelesen! Mehr noch: Die Texte von Wolfensberger haben mich unerhört angesprochen und in einer Zeit, in der ich es ganz persönlich brauchen konnte, kolossal getröstet und gestärkt.

Im Verlaufe der Ferienzeit beschloß ich, die schönsten Perlen aus dem Werke Wolfensbergers herauszugreifen und in einer dazu erarbeiteten Predigtreihe meiner Gemeinde zugänglich zu machen. Die zwölf Predigten hielt ich in der Zeit zwischen dem 25. September 1994 und dem 5. Februar 1995. Ich merkte, wie die Worte Wolfensbergers die Zuhörer ansprachen und seine moderne Art der Bibelauslegung – welche damals unter seinen Berufskollegen Konsternierung und Unverständnis ausgelöst hat – nach wie vor aktuell ist. Auch wenn seine Texte nun als alt eingestuft werden müssen, antiquiert sind sie nicht. Im Gegenteil: Sie dienen nach wie vor als ein gutes Beispiel dafür, wie die Botschaft der Bibel in die heutige Zeit und in die Menschenherzen hineingeholt und für sie fruchtbar gemacht werden kann.

Parallel zur Predigtreihe ist quasi als ihr Nebenprodukt ein Artikel im Zürcher und im St.Galler Kirchenboten erschienen, der ebenfalls das Interesse der Leserschaft fand. «Wir möchten gerne mehr Wolfensberger-Texte», hieß es in verschiedenen Telefonanrufen. Daher stelle ich diese Predigtreihe zur Verfügung – im Wissen darum, daß eine umfangreichere Wolfensberger-Neuaufgabe durchaus angebracht wäre.

Wartau-Gretschins, 14. Februar 1995

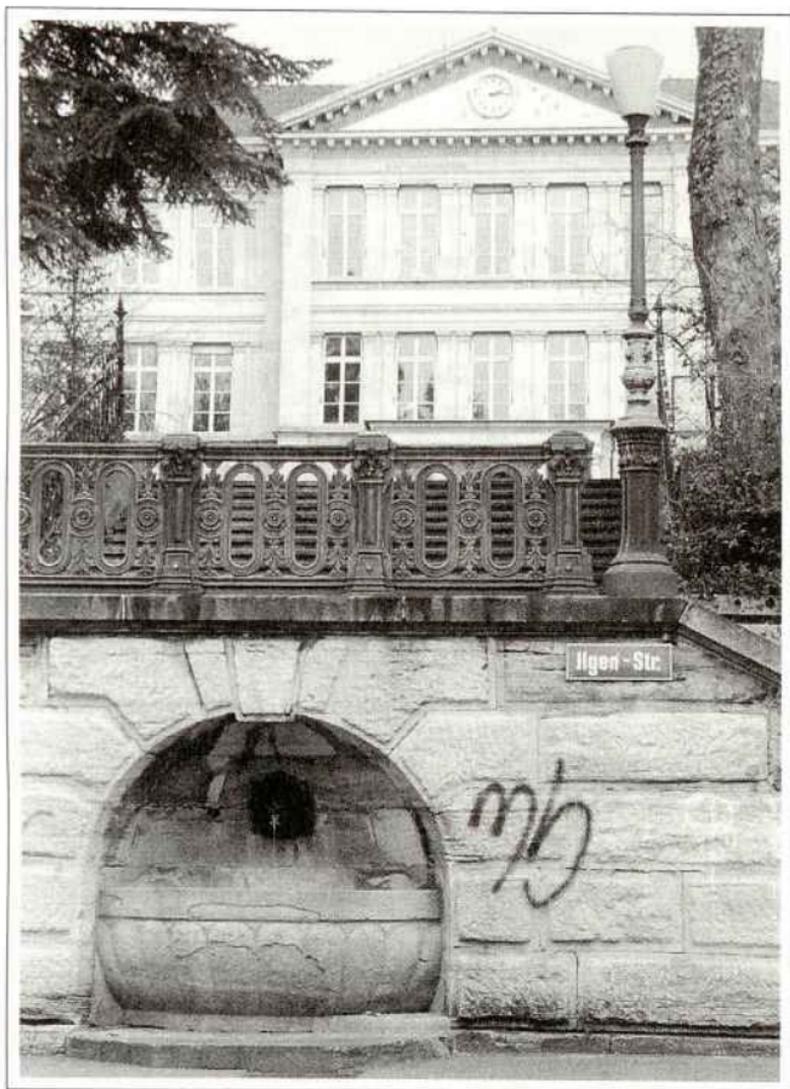
5	Vorwort: Warum gerade Wolfensberger?
10	Geführte Hände
36	Der Gott am Jabbok
48	Das Fest des Herrn
62	Die Perle
74	Baum-Gleichnis
86	Der Weg
98	Die stille Wahrheit
110	Joos – der gute Hirt
124	Das Geld des lieben Gottes
136	Die beide Püürli
146	Der Schatz
158	Das arme Geigerlein
170	Literatur

Geführte Hände

«Jesus sagte:

*Ich versichere euch, wenn ihr euch nicht ändert
und den Kindern gleich werdet,
dann könnt ihr in Gottes neue Welt
überhaupt nicht hineinkommen.»*

Matthäus 18, 3



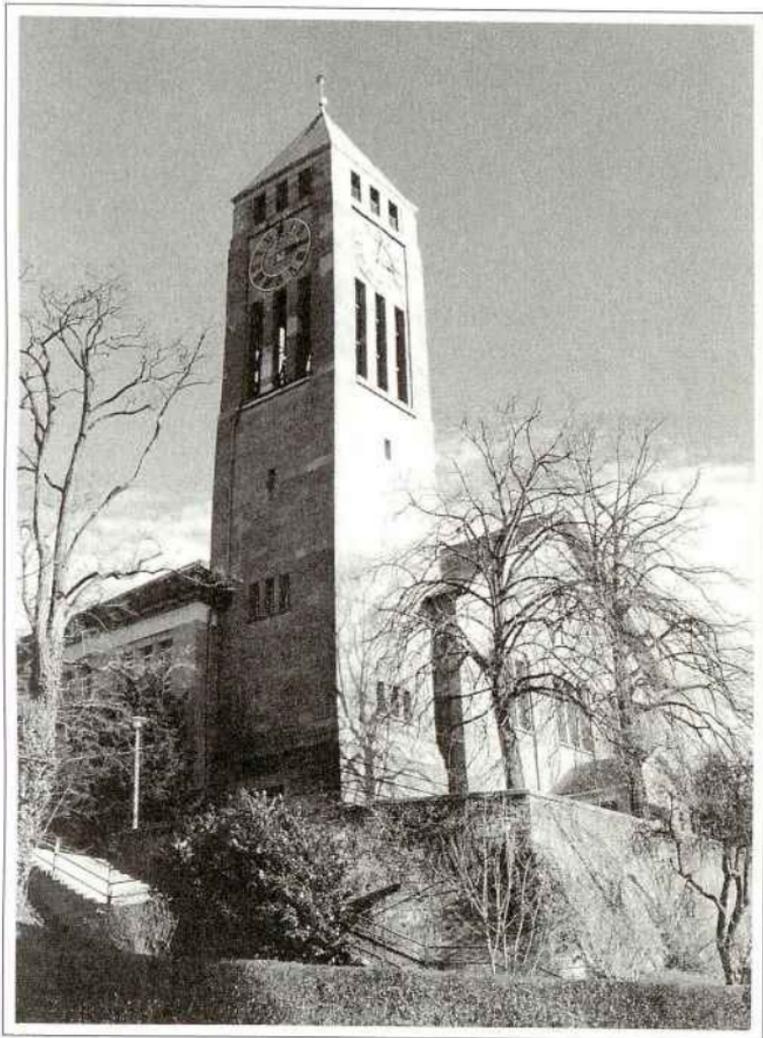
Schulzeit in Zürich-Hottingen

Die Texte des jungen Pfarrers William Wolfensberger, die vom Anfang des 20. Jahrhunderts stammen, wurden und werden seit vielen Jahrzehnten von unzähligen Lesern verehrt. Vor wenigen Jahren noch hat mir ein älteres Gemeindeglied etwas aus der Feder dieses Autors zugesteckt. Und sie hat es so gemacht, daß mir klar wurde: Es handelt sich hier um ein Kleinod...

Zuerst vernehmen wir einiges aus der kurzen, bewegten Lebensgeschichte¹ des begnadeten Literaten.

William Wolfensberger wurde am 17. Juni 1889 im damals noch nicht eingemeindeten Zürich-Hottlingen geboren. Mit seiner Heimatstadt, deren ganze Atmosphäre er leidenschaftlich liebte, fühlte er sich zeitlebens stark verbunden. Auch später noch schlenderte er gerne in deren Gassen und Straßen herum und verweilte häufig vor ihren Buch- und Kunstläden.

¹ William Wolfensberger, *Ausgewählte Werke*, herausgegeben von Robert Lejeune, Frauenfeld 1964, S. 465 ff.

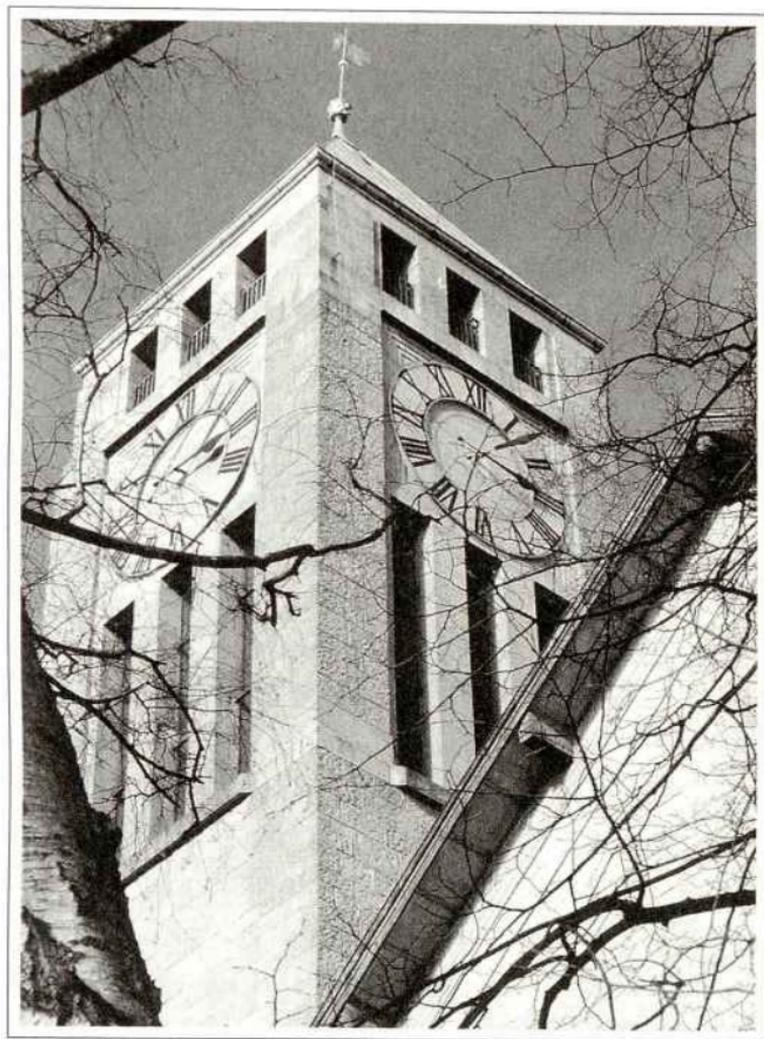


Ordination in der Kirche von Zürich-Obersträß

Der Kaufmannssohn Wolfensberger, mit einem energischen, empfindsamen Geist und einem eher schwächlichen Körper ausgerüstet, studierte vorerst Germanistik und wandte sich dann gegen den Willen seines Vaters der Theologie zu. Da ihm deswegen das Haus verschlossen wurde – «I wott kein Pfaff i dr Familie!» tönte es dem Sohne zornig entgegen –, absolvierte er sein Studium, das er mit dem Erteilen von Privatstunden finanzierte, unter größten Entbehrungen. Am 16. November 1913 durfte er als 24jähriger in der Kirche von Zürich-Oberstrab seine Ordination zum Pfarrdienst feiern.

In die Zeit von William Wolfensbergers germanistischem Semester mit all seinen inneren Kämpfen um den richtigen Weg fiel auch noch die schicksalshafte Begegnung mit einer von ihm sehr verehrten Frau. Diese jedoch erwiderte seine leidenschaftliche Liebe nicht, und so trug er das Leid der unerfüllten Liebe neben dem Leid des verlorenen Elternhauses still mit sich.

Dieses Leid ließ den jungen Mann aber auch reifen. Erfüllung und Freude fand er – neben Zeiten schwerer innerer Krisen – schon früh im Schaffen



Kirchturm in Zürich-Oberstraf

von Gedichten und literarischen Skizzen, die er zunächst in Zeitungen und Zeitschriften, später in eigenen Buchwerken veröffentlichen konnte. Einem Freund schrieb er:

«Wenn es möglich wäre, wenn es wahr wäre, daß ich ein Werk schaffen könnte! Wie wollte ich dankbar sein!» Und ein ander Mal: *«Alles sind einfältige Sachen, die nichts sein wollen als Geschichtchen, und doch dünkt mich alles wichtiger als mein ganzes Studium. In Wissenschaft kann ich nichts leisten.»*

Das will nicht heißen, daß er sein Studium nicht ernst genommen hätte, aber es war für ihn nur der Weg zum Pfarrerberuf.

Seine erste Stelle versah der frischgebackene Predikant denn vom Frühling 1914 bis Weihnachten 1916 im abgeschiedenen Münstertal; und zwar in den oberen Dörfern Fuldera, Tschierv und Lü, wo er sich merkwürdig rasch einlebte und nach einer langen, pfarrerlosen Zeit die Predigthörer und vor allem die Kinderherzen im Nu gewann. In Fuldera übte er auch noch die Ämter des Gemeindepräsidenten, des Kassiers und Aktuars aus, und da der

Lehrer zu dieser Zeit des Ersten Weltkrieges wochenlang im Militärdienst weilte, übernahm Wolfensberger zeitweilig auch den Unterricht an der Acht-Klassen-Schule mit dreißig Wochenstunden. Die Gemeinde dankte ihm den selbstlosen Einsatz mit dem Ehrenbürgerrecht. «Ist's nicht rührend?» schrieb er seinem Studienkollegen und späteren Biographen Robert Lejeune an den Heinzenberg.

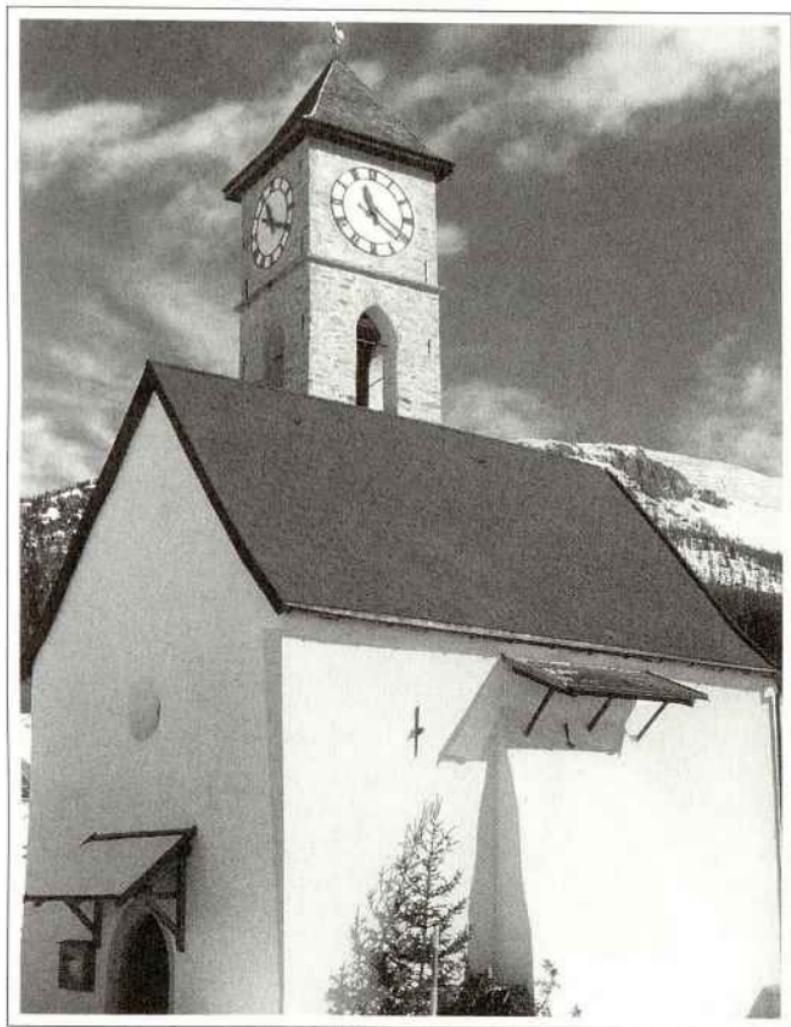
Das Glück war dem engagierten Seelsorger und Prediger hingegen nicht lange Zeit hold. Zur Tilgung einer auf der kleinen Gemeinde schwer lastenden Schuld setzte er sich für eine Verteilung der unvermeidlichen Steuerlasten ein, welche auf die Tragfähigkeit der einzelnen Gemeindeglieder abstellte und demgemäß den starken Schultern viel, den schwächeren weniger zumutete. Dieses Ansinnen, das in der heutigen Praxis eine Selbstverständlichkeit darstellt, stieß damals bei den tonangebenden Männern des Dorfes auf so heftigen Widerstand, daß sich unter ihrem Druck die Kirche entleerte, die wenigen Verbliebenen höchstens noch im Schutze der Nacht das Pfarrhaus aufsuchten und die Schulkinder, die ihm so zugetan waren, den in

Mißkredit Geratenen nicht mehr grüßten. Das ganze muß Wolfensberger wie ein böser Traum vorgekommen sein. Nach harten Monaten hielt er diese Ablehnung durch die Gemeinde nicht mehr aus und verließ sein geliebtes Münstertal an Weihnachten 1916 – nachdem er noch in Tschierv mit der Gemeinde gefeiert hatte – bei Nacht und Schnee über den Ofenpaß . . . Zum Verlust des Elternhauses und zur unerfüllten Liebschaft kam nun noch das dritte Leid der verlorenen Gemeinde hinzu.

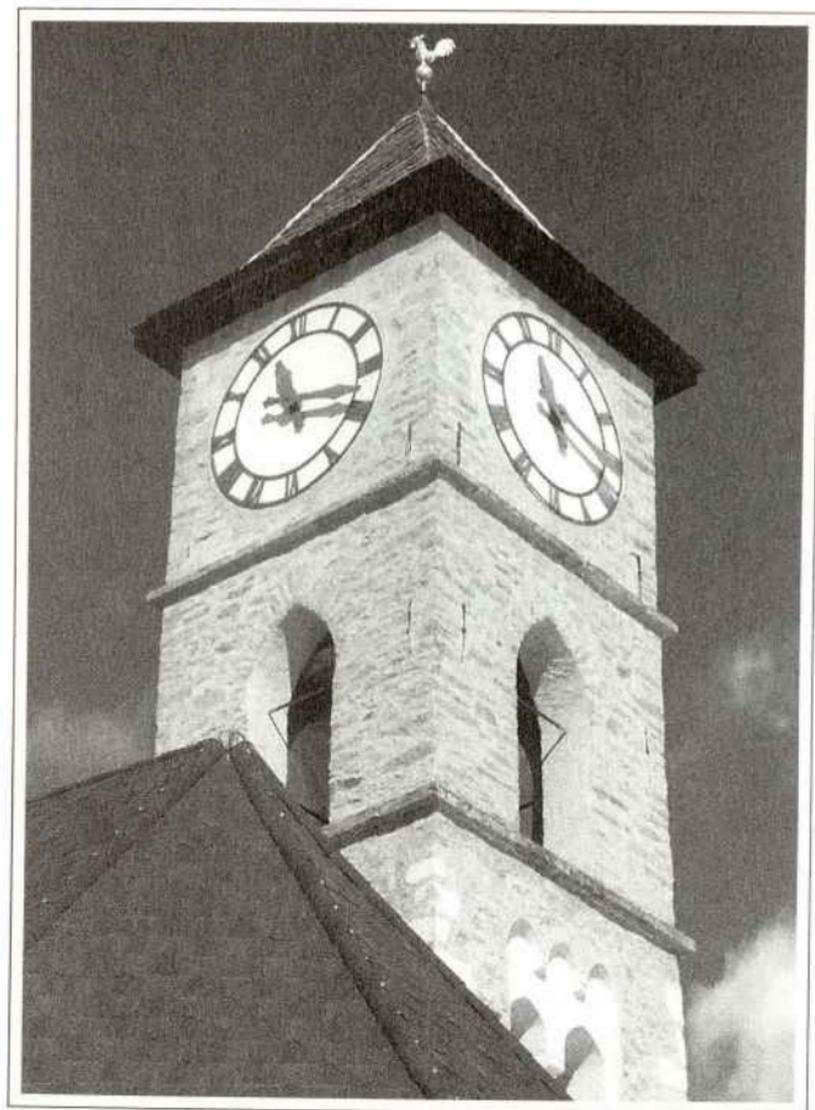
In seiner zweiten Gemeinde, Rheineck, wo seine Predigten geschätzt und seiner literarischen Tätigkeit Verständnis entgegengebracht wurde, hat sich William Wolfensberger ebenfalls mit letzter Hingabe eingesetzt, bis er nach knapp zwei Jahren Amtszeit im Grippejahr 1918 am 6. Dezember durch einen seiner schon früher erlittenen Krankheitsanfälle hinweggerafft wurde.

Wenige Tage vorher hatte er seinem Freund noch die Worte geschrieben:

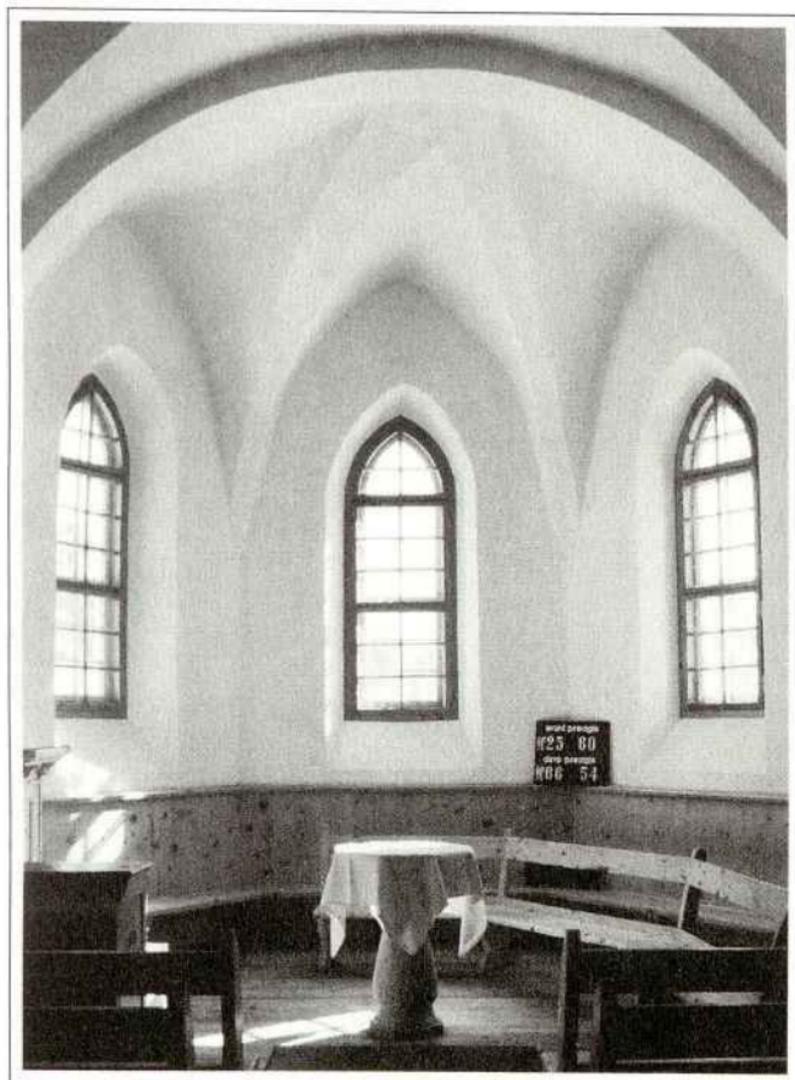
«Und doch weiß ich schon heute, daß all dies sein mußte, und ich spüre, daß bald die Zeit erfüllt sein



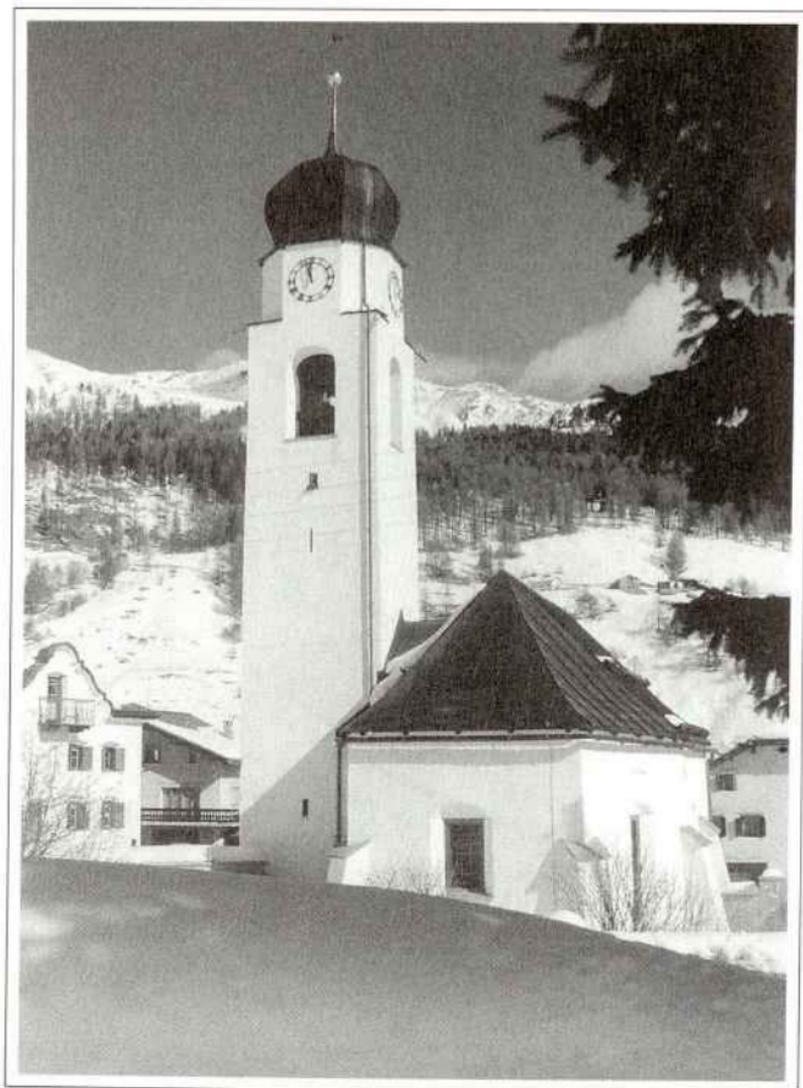
*Die Kirche von Tschiers/GR
mit dem Christbaum von Weihnachten 1994*



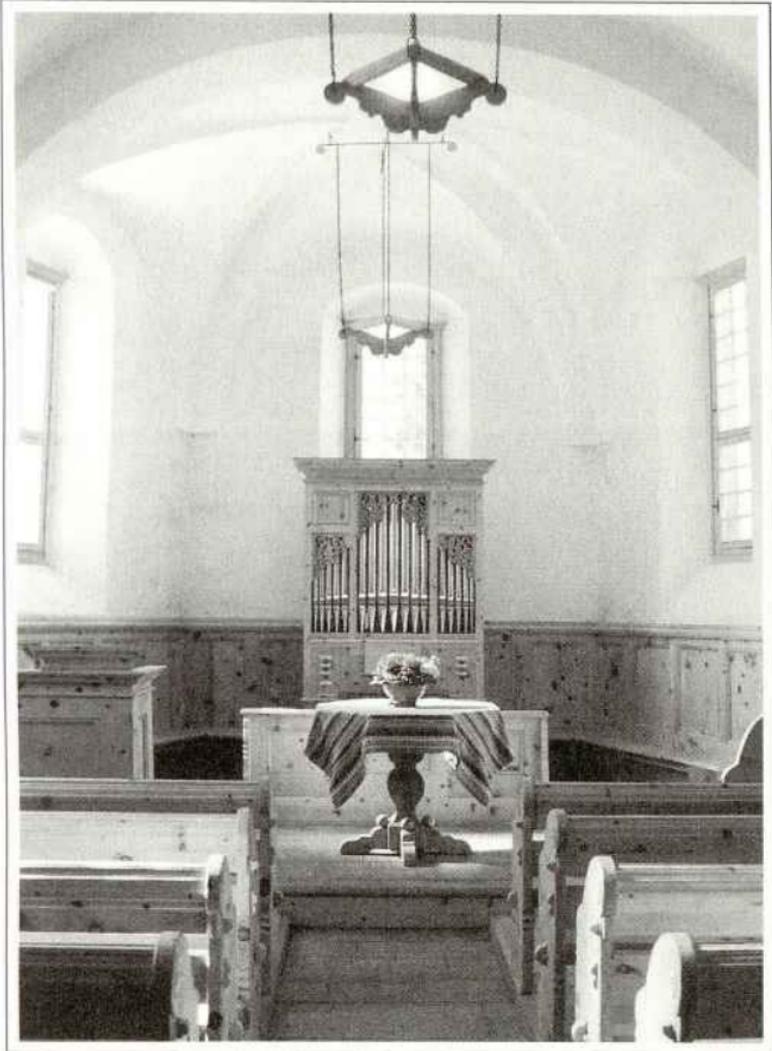
Turm der Kirche von Tschiers



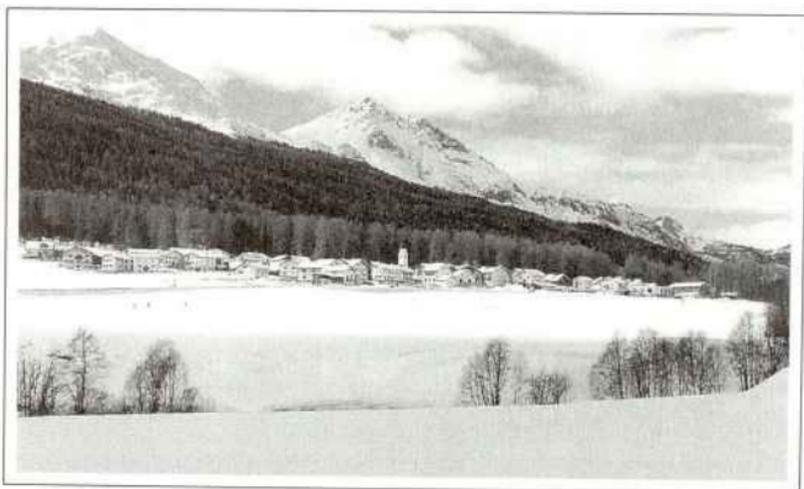
Im Gotteshaus von Tschieru



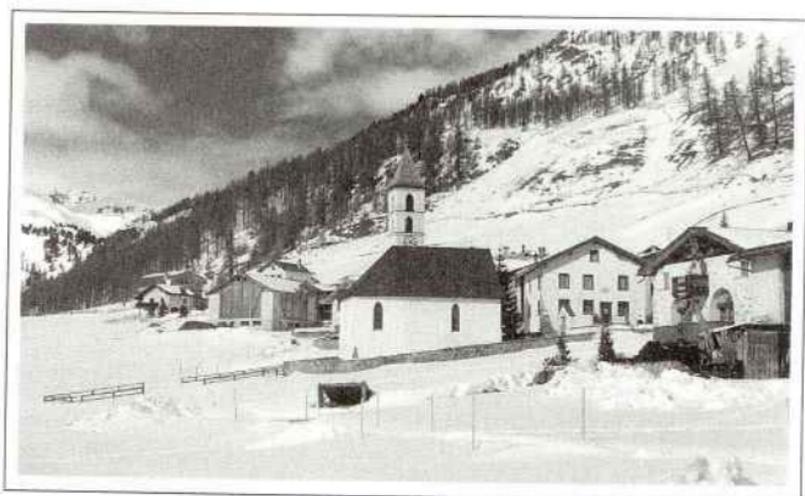
Die Kirche von Fuldera/GR – erste Wirkungsstätte



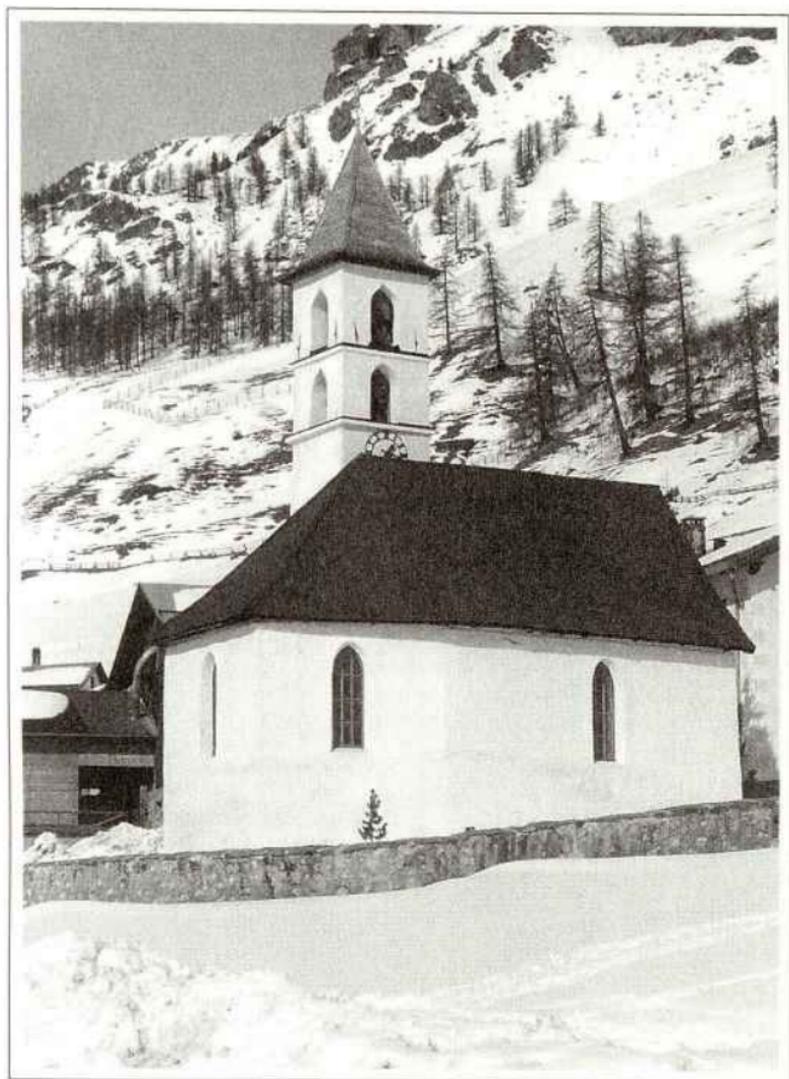
Innenraum der Kirche von Fuldera



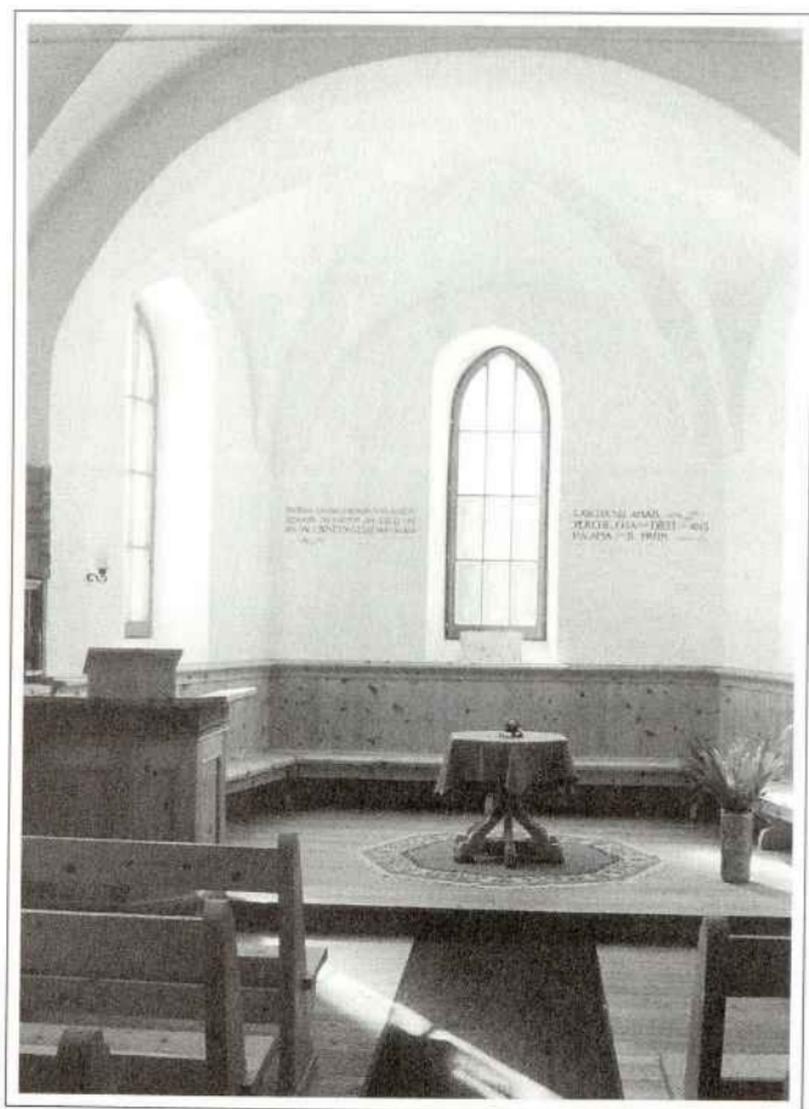
Das Dorf Fuldera im Münstertal



Lü/GR, die höchstgelegene politische Gemeinde der Schweiz



Kirche Lü



Im Innern der Kirche von Lü

wird, wo die Gegengabe da ist... Bloß das allein hilft, zuletzt mit sich selber ins reine kommen zu können und den Einklang zu finden mit der einen Macht, die einen mit Mutterarmen zieht und die noch in der Ferne ist, aber immer näher rückt; mit ihr Kontakt gefunden zu haben heißt hell werden und strahlen.»

Der 29jährig Frühvollendete hat ein reifes literarisches Werk hinterlassen. Seine ergreifenden Erzählungen, die vielfach aus dem eigenen Erleben geschöpft sind, schildern Menschen, denen er begegnet ist und die ihn beeindruckt haben. Er entfaltet darin von seinem biblischen Wissen her Wahrheiten, die weit über seine Zeit auch in die unsrige hineinsprechen. Noch nach seinem Hinschied wurden seine schriftlichen Erzeugnisse bis in die sechziger Jahre hinein veröffentlicht und von vielen Lesern, die ihn gekannt oder auch nicht gekannt haben, geschätzt.

Nach diesen Angaben über das Leben verstehen wir die Widmung besser, die William Wolfensberger im Büchlein «Religiöse Miniaturen» dem Andenken

seines Vaters schrieb, den er übrigens trotz des schmerzhaft erfahrenen Rauswurfes aus dem Elternhaus zeitlebens verehrte:

*In deinem Leben liegt ein großer Zug
Vom freien Schaffen und Vollbringen,
Vom Kämpfen, das, bevor die Stunde schlug,
Den letzten Plan noch will erzwingen.*

*In deinem Leben liegt ein großes Leid,
Das Schnitterweh der Schaffenslust:
Daß stets du, wo dein Herz in Liebe schreit,
Die tiefsten Wunden schlagen muß.*

Der Text «Geführte Hände»² enthält eine Episode, die sich in den Bündner Bergen abgespielt hat:

*Mein Freund, der wackere Schulmeister Dominik
Fluor, hat mich in seine Schulstube mitgenommen.
Es ist ein verschlafener Winternachmittag, grau die
Berge und schwer die Luft. Es will ein Wetterlein
kommen, mein' ich.*

² Religiöse Miniaturen, Weltliche Andachten von William Wolfensberger, Heilbronn (1917) 1935, S. 7 ff.

Die Griffel klappern. Die Kleinen haben Schreibstunde. Es sind junge, kleine Bauernfäustchen, die die Griffel halten. Ängstlich und hart halten sie das dünne Schieferstielchen. Sie schreiben mit ernstest Mienen, Linie um Linie wird vollgemalt, das geht nur so «auf, ab, auf, ab, rund herum und jetzt ein schönes Schwänzlein dran –».

Man sieht es ordentlich an diesen Gesichtern, wie ernst ihnen diese Kunst vorkommt. Aber schwer ist sie, ganz gewaltig schwer! Wenn nur der Griffel nicht wäre! Aber immer will der nach der verkehrten Seite, auch wenn man es recht gemeint hat. Da gibt es dann ein «a» mit einem eingedrückten Bauch, und das «s» bekommt immer einen spitzen Buckel auf dem Rücken. Und so hart sind die Griffel, es pfeift nur so, wenn man sie ein wenig recht in die Hand nimmt...

Der wackere Lehrer nimmt eines nach dem andern dran. Er setzt sich neben jedes eine Weile hin. «Der Griffel ist schlecht, Herr Lehrer!» sagt der kleine Nott. «O nein», sagt mein Freund ruhig und sehr gütig, «deine Hand ist zu scharf und ungeschickt, Nott.»

Schon sitzt er neben ihm. Sein schneeweißer Scheitel leuchtet so rein neben dem schwarzen, krausen Kinderkopf. Und ruhig, ruhig und ganz sicher führt er mit seiner Hand die Kinderhand und den Griffel, es hat alles gut Platz darin. «Eins – zwei –» es geht ganz sacht, und der Griffel darf nicht mehr pfeifen, und leicht und sicher muß nun alles gleiten. Die Knabenhand bekommt ordentlich Vertrauen. – – –

Ich denke an mein Leben und daß darin so manche Zeile schief steht. Es wird mir diese Kunst so schwer. Ich denke an mein Leben und daß darin so viel eingedrückt ist, was rund und voll sein sollte. Ich weiß gar nicht, warum mein Griffel keine Bogen zustande bringt und alles stets so eckig wird. Es muß am Griffel liegen, denn ich sehe den Bogen ganz deutlich, den ich machen möchte –, und doch nicht kann. Ich denke an mein Leben und wie ich schwer und ungeschickt getan. Ich denke an die sichere Hand, die so gütig nachhilft, und an zwei Augen, die sorgen und sinnen, daß mir nicht gar alles mißraten darf.

Meisterhaft lenkt der Poet den genau musternden Blick von der Schulstube weg auf sein eigenes

Leben. In den ungeschickten Schülerhändchen erkennt er seine eigene bruchstückhafte Lebensführung. Ihre kantigen Schreibversuche lassen seinem Herzen alles hochkommen, was bei ihm eckig, mißraten und unvollkommen ist. Es wird deutlich: Er leidet darunter, daß vieles einfach nicht gelingen möchte, obschon er den Willen hätte und den Weg vor sich sähe . . .

Doch mit dem letzten Satz wird der fleißigen Beobachtung und der ehrlich geschilderten Empfindung etwas ganz Entscheidendes hinzugefügt: der Glaube daran, daß da noch eine andere Hand im Spiele ist, die gütig nachhilft, und zwei andere gute Augen, die sorgen und sinnen, daß ihm nicht gar alles mißraten darf.

Vom Lehrer sagt er, ruhig und sicher führe seine Hand die Kinderhand und den Griffel, «es hat alles Platz darin». Welche Geborgenheit! Welches Vertrauen und welcher Glaube!

Es kommen mir die Worte des berühmten Psalms 23 in den Sinn, welcher bei der herkömmlichen Bauernbevölkerung speziell beliebt und vielleicht der bekannteste Psalm ist:

«Der Herr ist mein Hirte,
mir wird nichts mangeln.
Auf grünen Auen läßt er mich lagern,
zur Ruhstatt am Wasser führt er mich.
Er stillt mein Verlangen;
er leitet mich auf rechtem Pfade
um seines Namens willen.
Und ob ich schon wanderte im finstern Tal,
ich fürchte kein Unglück;
denn du bist bei mir,
dein Stecken und Stab, der tröstet mich.»

«Du bist bei mir.» Der Philosoph Immanuel Kant fand einmal, dies seien die wichtigsten und tröstlichsten vier Worte der Bibel. Ohne dieses Vertrauen könnten wir nicht weitergehen.

Und es kommen mir die Worte des Apostels Paulus in den Sinn, die wir in seinem bekannten «Hohen Lied der Liebe» im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes lesen:

«Unser Erkennen ist Stückwerk,
und unser Reden aus Eingebung ist Stückwerk.
Wenn aber das Vollkommene kommen wird,

*dann wird das Stückwerk abgetan werden.
Wir sehen jetzt nur wie mittels eines Spiegels
in rätselhafter Gestalt,
dann aber von Angesicht zu Angesicht.
Jetzt ist mein Erkennen Stückwerk,
dann aber werde ich völlig erkennen,
wie auch ich völlig erkannt worden bin.
Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe,
diese drei; am größten aber unter diesen
ist die Liebe.»*

Was hier über das menschliche Erkennen gesagt wird, gilt auch für das Vollbringen des Menschen: Es ist in jedem Fall Stückwerk. Wir müßten alle verzweifeln, wenn wir meinten, wir sollten vollkommen sein. Wir dürfen aber von Herzen freudig leben und auch einmal etwas wagen, wenn wir wissen: Es darf bruchstückhaft bleiben, und was fehlt, fügt ein anderer schon hinzu.

Dieses kindliche Vertrauen bringt uns dem Reich Gottes nahe. Wir sehen das Leben mit anderen Augen an. Wir sind getroster, gelassener, weil wir glaubend und vertrauend auch Gott etwas überlas-

sen. ER, der Gott Jesu Christi, vollendet unser Leben. Darum trauen wir uns, es weiterzuschreiben, auch wenn unsere unbeholfene Schrift mal gar kantig und eckig gerät.

Johannes XXIII., der Konzilsvater, meinte einmal: «Vollkommenes Glück und Zufriedenheit freilich dürfen wir in diesem Leben nicht erhoffen. Es muß immer etwas geben, das uns auch inmitten der Freuden daran erinnert, daß wir für eine vollkommene Freude geschaffen sind, die wir nicht hier auf Erden finden werden.»

Zum Schluß Gedichtsworte von William Wolfensberger, die hier passend gesetzt erscheinen:

*Lege meine müden Hände
Still in deine gute Hand,
Führe du es jetzt zum Ende,
Was noch nicht Vollendung fand,
Stärke du mit deiner Kraft,
Meine Hände sind erschlafft.*

*Tränk mit deiner Lebensfülle,
Daß ein Saatfeld kann erstehn,
Mein war nur der Knechteswille,*

Geführte Hände

*Du gibst Wachsen und Geschehn.
Und was wir mit Not vollbracht,
Reifst du aus mit großer Macht.*

*Du mußt alles, alles enden,
Müd' sind wir von Anbeginn,
Alles wächst aus deinen Händen
Still zu der Vollendung hin.
Zwischen Felsen, Fluh und Dorn
Golden reift dein schweres Korn.*

Der Gott am Jabbok

«Noch in der Nacht stand Jakob auf,
nahm seine beiden Frauen und seine beiden Mägde
und seine elf Söhne und ging über die Furt des Jabbok.

Er nahm sie und führte sie über den Fluß;
auch all seine Habe brachte er hinüber.

Jakob aber blieb allein zurück.

Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröte anbrach.

Als der sah, daß er ihn nicht zu überwältigen vermochte,
schlug er ihn auf das Hüftgelenk.

Und Jakobs Hüftgelenk wurde verrenkt, als er mit ihm rang.

Und er sprach: «Laß mich los; die Morgenröte bricht an.»

Jakob aber antwortete:

«Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.»

Er sprach zu ihm: «Wie heißt du?»

Dieser antwortete: «Jakob.»

Da sprach er:

«Du sollst nicht mehr Jakob heißen,
sondern Israel (d.h. Gottesstreiter).

Denn du hast mit Gott und mit Menschen gestritten
und hast obsiegt.»

Und Jakob fragte: «Sag an, wie heißt du?»

Er aber sprach: «Warum fragst du, wie ich heiße?»

Und er segnete ihn daselbst.

Und Jakob nannte die Stätte Pniel (d.h. Angesicht Gottes);

denn – sagte er – da habe ich Gott
von Angesicht zu Angesicht geschaut
und bin am Leben geblieben.

Und als er an Pniel vorüber war, ging die Sonne auf;
er hinkte aber an der Hüfte.»

1. Mose 32, 22–31

In den siebziger Jahren kam die Erzählform der Predigt in Mode. Man rückte in der Verkündigung von der lehrhaften Theologie ab und pflegte biblische Geschichten nachzuerzählen, auszuschnürceln und möglichst aktuell zu gestalten. Diese Neuigkeit wurde «narrative Theologie», erzählende Theologie, genannt.

In den achtziger Jahren begann der katholische Theologe und Psychoanalytiker Eugen Drewermann, aus biblischen Schilderungen und Geschichten seelische Abläufe und Wahrheiten herauszuschälen. Man sage nicht: «nur seelisch», denn die Seele des Menschen ist eine Wirklichkeit, an der wir nicht vorbeikommen. Dieser Methode der Bibelauslegung war viel Erfolg beschieden.

Lange vor der narrativen Theologie und Drewermann hat William Wolfensberger erzählerisch verkündigt und seelische Wahrheiten im biblischen Text erkannt. Er hat die Worte der Bibel vom Leben her gesehen und ins Leben hineingenommen. Die Gemeinde fühlte sich angesprochen und war begeistert, der Predigtbesuch war sehr erfreulich – doch von vielen seiner Pfarrkollegen mußte Wolfensber-

ger Ablehnung erfahren. An der Pfarrersynode vom Juni 1914, wo er ins Gremium der Bündner Prediger aufgenommen wurde, stieß er mit seiner eigenartigen und eindringlichen Predigt über Elias am Horeb auf eine fast allgemeine Verständnislosigkeit – einzelne gaben ihrem Unwillen sogar auf recht drastische Weise Ausdruck. Das berührte den sensiblen jungen Pfarrer derart, daß er die kommenden Synoden gemieden hat und vor Besuchen im Pfarrhaus eines Freundes jeweils Gewähr haben wollte, daß sein Haus «kollegensicher» sei...

Wir lesen nun, wie er den Bibeltext vom Kampf des Jakob am Jabbok ausgelegt hat:

Es gibt sehr fromme Menschen, welche glauben, das göttliche Leben und der Segen der Ewigkeit fallen einem in den Schoß. Sie meinen, in seiner Art lasse sich auch das Letzte und Höchste erlisten und erstehlen. Sie sind wie Jakob, der den Segen des Erstgeborenen an sich riß und dennoch Zweitgeborener blieb. Bist du Jakob, so nimm es auch hin als dein Geschick: Du kommst um den Jakobsweg nicht herum. Und sind wir nicht alle Zweitgeborene?

Zwischen Beersaba und Haran war es, auf der Flucht unterwegs. Eine ruhelose Seele ist unterwegs. Hatte er nicht den Segen Gottes auf seinem Haupte? Wie denn: Ist Ruhelosigkeit die erste Segnung, welche wir erhalten? Hatte er nicht Gottes Segen erlistet, um es besser, bequemer, schöner zu haben?

Zwischen Beersaba und Haran träumte er noch einmal diesen Traum der Jugend: Der Himmel steht offen. Der Zugang zu den Himmeln ist so leicht. Wie eine Leiter ist er, Engel Gottes gehen auf und nieder. Es ward ihm eine Verheißung in die Fremde.

Oder war es keine Verheißung? War es der Abschluß eines Vergangenen? Noch war er ein Tor: Es galt ihm als Verheißung: Es würde ihm alles leicht werden.

Und es wurde leicht. Große Herden, Hab und Gut, Liebe und Liebeserfüllung –, kann einen das Leben reicher beschenken, als es diesen Jakob beschenkte? Bis ihn mitten in all dem irdischen Wust das Heimweh packt und rüttelt. Aus törichten Jugendträumen steigt heiß das Heimweh des Mannes auf: Was hilft mir all das, wo ich doch das Beste verlor!

erworbenen Bettel dich heimzufinden. Laß nach...
laß nach... Ach, ich bin des Treibens müde...

In Not und Müdigkeit kommt ihm die Jakobsgröße. In die Heimat will ich. Ich will. Ich will. Ich will. Warte nur, ich habe noch einen guten Griff! Ich... lasse dich nicht... du... segnest mich denn...

Da war er schon Meister geworden. Er hatte zerbissene, blutige Lippen. Dort ist die Furt! Nicht Jakob bist du mehr, bist Israel geworden! Hast mit Gott gerungen und gesiegt. Siehst du, wie das Morgenrot anhebt?

Du Jakob, hörtest du deine Geschichte? Du vielgeschäftiger, erfolgreicher Fremdling. Du glücküberhäufte Heimatloser. Durchschreckte es dich nie: Was hilft mir alles, ich bin ja in Haran, der Fremde! Durchfror es dich nie: Was hülfte es mir, wenn ich den glänzendsten Weg, die erfolgreichste Karriere machte, litte aber Schaden innen, innen.

Vielleicht bist du ein mutiger, trotziger Mensch und kehrst um. Wie brennt das Heimweh nach dem verlorenen Gott. Wandere zu. Besinne dich nicht. Kennst du die große Abkehr der Wissenden, die hinter alles schauten, hinter alles?

Wie Jakob geht es dir.

Nach einem Leben voller Erfolg, voller Erfahrungen, mit erworbenen Reichtümern ist das letzte doch der große Heimwehsschrei des Entfremdeten: Was hilft mir all das?!

Wie Jakob geht es dir: Die Reise hat kein Ende. Keiner ahnt, wie weit er abgeraten ist. Das sind Märsche.

Wie Jakob geht es dir: Ehe du Gott erreichst, gilt es einen Kampf bei Jabbok an der Furt. Es geht auf Leben und Tod. Ebenbürtig an Kraft mußt du dich zeigen, sonst kann es dir nicht gelingen.

Nicht der goldene Traum einer Himmelsleiter, wo man bequemen Zugang zu Gott hat, ist die letzte Wahrheit des Lebens. Gott wird anders gefunden:

In der Nacht deines Lebens, wenn du einsam den Übergang suchst, begegnet er dir und versperrt dir selber Weg und Furt. Das ist freilich nicht der süßliche Gott des Knaben, der nach Haran flieht. Es ist ein anderer: der Gott, der nicht lange fragt, der dir Gewalt antut, dich packt und schüttelt. Kennst du diesen wahnsinnigen Tanz um das Erstgeburtsrecht von Jabbok?

Weißt du, wie es ist, im Grauen aufschreien zu müssen: Wer bist du? Bist du Gott oder Satan? Was verfolgst du mich?

Bis es dich wie ein Licht durchzieht: Er selber ist es. O warte jetzt. Nach all den Mühen von Haran bis Jabbok leist' ich dir jetzt ein Meisterstücklein. Sollte nicht ein Schweizer diesen zähen Kampf, diese Kraftprobe und den schäumenden Trotz gut verstehen?

Ebenbürtig werden ist alles. Vollkommen werden wie er nannte es einer, der den Rung auch hat wagen müssen. Aus dem alten, listigen Jakob sollte ein Israel werden.

Du stehst in der Nacht deines Lebens drin? Du suchst einen Übergang? Kämpfe, liebe, leide, schaffe! Siehst du dort über der Furt Jabbok deinen neuen Tag?¹

Ist es nicht ergreifend, wie die Geschichte des Jakob plötzlich zu unserer Geschichte wird? Sein Lebens-

¹ Religiöse Miniaturen, Weltliche Andachten von William Wolfensberger, Heilbronn (1917) 1935, S. 10 ff.

kampf wird unser Lebenskampf, sein Gott wird unser Gott, und seine Hoffnung ist mit einemmal die unsere.

Wenn der Weg mal nicht mehr weitergeht, wenn etwas uns hindern will, wenn es Kraft braucht, wenn's Nacht wird, wenn wir mal eins abbekommen (aufs Hüftgelenk), und wenn wir dann nicht ganz sicher sind: Ist's jetzt der Teufel oder ist es Gott? – dann dürfen wir an den Gott Jakobs denken, der auch unser Gott ist. Wenn unser Lebensfluß mal nicht mehr fließen will, dann dürfen wir an den Gott bei der Furt des Flusses Jabbok denken, der den Jakob gepackt hat. Ja, es hat ihn gepackt! ER hat ihn gepackt! Das ist auch der Gott Jesu, der den Menschen anspricht und berührt, der ihm nachgeht, der sich nicht zu gut vorkommt, einzugreifen in dieses unser menschliches Dasein. Wir haben einen «packenden» Gott, einen, der zupackt, der auch mal mit seiner festen Hand in unser Leben eingreift. Das ist nicht immer schön fein und distanziert und angenehm. Aber: es lebt, wir leben mit diesem Gott!

Wohl uns, wenn wir dann nicht ausweichen, wenn wir den Kampf mit dem Leben aufnehmen

und uns der harten Herausforderung stellen. Wohl uns, wenn wir uns packen lassen von diesem Gott und ihn auch festhalten. Dann gibt es nicht nur den Kampf, sondern auch den Segen.

«Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.»

Das können auch wir sagen, wenn wir Gott festhalten, bevor wir uns lösen in der Freiheit und im Vertrauen seines Segens. Das können auch wir sagen, bevor wir als von Gott Gesegnete wieder vorwärtsblicken und unsere Reise im anbrechenden Tag fortsetzen.

Meine Lieben, ich wünsche uns allen, daß wir uns von Gott packen lassen und uns umgekehrt auch an ihm festhalten. Ich wünsche uns allen, daß Gott uns segnet, gerade dann, wenn wir es am wenigsten vermutet hätten!

Lied

Lege meine müden Hände
Still in deine gute Hand,
Führe du es jetzt zum Ende,
Was noch nicht Vollendung fand,
Stärke du mit deiner Kraft,
Meine Hände sind erschlafft.

Tränk mit deiner Lebensfülle,
Daß ein Saatsfeld kann erstehn,
Wein war nur der Knechteswille,
Du gibst Wachsen und Geschehn.
Und was wir mit Not vollbracht,
Reißt du aus mit großer Macht.

Du mußt alles, alles enden,
Müd sind wir von Anbeginn,
Alles wächst aus deinen Händen
Still zu der Vollendung hin.
Zwischen Felsen, Fluh und Dorn
Golden reißt dein schweres Korn.

Seite neun aus dem gediegenen Bändchen

«Religiöse Miniaturen»

Das Fest des Herrn

*«Jesus begann und redete zu ihnen in Gleichnissen
und sprach:*

*Das Reich der Himmel ist gleich einem König,
der seinem Sohn die Hochzeitsfeier rüstete.*

*Und er sandte seine Knechte aus,
um die Geladenen zur Hochzeit zu rufen,
und sie wollten nicht kommen.*

Wiederum sandte er andre Knechte aus und sprach:

«Saget den Geladenen:

Siehe, ich habe meine Mahlzeit bereitet,
meine Ochsen und das Mastvieh sind geschlachtet
und alles ist bereit; kommet zur Hochzeit!»

Sie jedoch achteten nicht darauf, sondern gingen hinweg,
der eine auf seinen Acker, der andre an sein Geschäft,
die übrigen aber ergriffen seine Knechte
und mißhandelten sie und töteten sie.

Da wurde der König zornig und sandte seine Heere aus,
ließ jene Mörder umbringen und ihre Stadt anzünden.

Dann sagte er zu seinen Knechten:

«Die Hochzeit ist zwar bereit,
aber die Geladenen waren unwürdig.

Darum gehet an die Kreuzungen der Straßen
und ladet zur Hochzeit ein, so viele ihr findet!»

Und jene Knechte gingen hinaus auf die Straßen
und brachten alle zusammen, die sie fanden, Böse und Gute,
und der Hochzeitssaal wurde voll von Gästen.»

Matthäus 22, 1–10

Wir gehen nun den Fragen nach: Was hat Vorrang in unserem Leben als Christen? Was kommt zuerst, was nachher? Welche Rolle spielt Christus für unser Leben und Zusammenleben? Und warum kann das Leben als ein Fest begriffen werden?

William Wolfensberger hat zum obigen Gleichnis Jesu über das Reich Gottes eine kleine Novelle verfaßt. Sie lautet so:

Mitten in einer kleinen Stadt wohnte ein seltsamer Herr. Er war sehr vereinsamt und fand keinen Anschluß. Er verfügte zwar über viele Mittel und führte ein großes Haus. Kaum war er in die Stadt gekommen, schickte er seinen Diener umher mit seinen Einladungen: Er biete allen ein frohes Fest in seinem Hause an.

Niemand kannte ihn. Wer ist er denn? Was will er denn? Ladet man denn alle ein? Man geht nicht hin, der Mann kennt keine Lebensart. Jedenfalls will man ihn erst kennenlernen. Er bekam sehr höfliche Dankesbillette; das versteht sich doch: Ein rechter Mensch weiß sich recht zu entschuldigen.

Es war ein so seltsamer Herr. Er mochte sich nicht zu den andern bequemen. Vielleicht weil er zu alt war? Vielleicht war er zu vornehm? Aber er lud wiederum ein. Jedoch die meisten Leute der kleinen Stadt waren höflich genug, es wieder auszuschlagen mit höflichen Zeilen.

Er war ein närrischer Mensch. Es muß sein, daß er um jeden Preis Gesellschaft haben wollte. Vielleicht fühlte er sich einsam? Immer wieder ließ er die andern zu sich bitten.

Manche gingen dann. Sie haben bei ihm gefestet. Es ging hoch her. Der zeigte einem, was Freude und vornehmes Leben ist. Er gab Fest um Fest, und alle schienen sich zuletzt Bettler und Kinder der Straße zu sein, nachdem sie einmal bei ihm zu Gast gewesen. So sehr war seine ganze Art von der ihrigen verschieden.

Aber sie reden nicht davon. Und so ist das Seltsamste dies: In derselben Stadt wohnen jetzt Menschen, von denen die einen den Herrn für kindisch, zudringlich und taktlos halten wegen seiner ewigen Einladungen und immer noch warten, er solle sich erst regelrecht bei ihnen einführen. Die andern aber

tragen die schweigende Seligkeit seiner erlesenen Feste tief in der Seele.¹

Wolfensberger arbeitet drei Dinge in seiner kurzen Erzählung deutlich heraus. Erstens: Der Gott Jesu gilt als ein fremder, närrischer Sonderling unter uns Menschen. Zweitens: Wir zieren uns, wenn er uns einlädt. Und drittens: Es gibt solche, die der Einladung schließlich folgen und selig werden; und es gibt solche, die sich schwer damit tun.

Zum ersten: Der Gott Jesu gilt als ein fremder, närrischer Sonderling unter uns Menschen. Das erkennt man schon daran, daß die Einladung völlig überraschend kommt. Unvermittelt sollen wir alles stehen lassen, was wir eingefädelt haben. Es besteht kein Zweifel: Das Fest soll wichtiger als alles andere sein. Und der Grund ist nur der: weil eben Gott uns einlädt; weil dieser Gott, den wir noch gar nicht so gut kennen, Interesse an uns Menschen zeigt; weil er uns ruft, uns holt, uns zu sich lädt. Darum sollen wir kommen, einfach, weil er es so haben möchte.

¹ Religiöse Miniaturen, Weltliche Andachten von William Wolfensberger, Heilbronn (1917) 1935, S. 15 f.

Er und seine Liebe zu uns sind der Grund des Festes. Sein Dasein, seine Einladung, sein Wille genügen. Einfach so, nichts weiter. Einfach, weil es ihn und uns gibt, und weil er es eben so haben möchte.

Er will uns an der Hochzeit seines Sohnes sehen. Er will die Not von unseren Herzen nehmen, möchte unsere Schulden tilgen, unsere Sorgen auslöschen. Er will aus uns hochzeitliche, festliche, fröhliche Menschen machen. Er will sein Licht auf unsere Gesichter werfen, will uns lachend und scherzend sehen, freudig genießend. Und unsere Fröhlichkeit soll ihn loben und rühmen, soll zu seiner Ehre da sein, weil wir sie von ihm geschenkt bekommen haben.

Zum zweiten: Wir zieren uns, wenn er uns einlädt. Ist es nicht so, daß wir für ein Fest meistens einen einleuchtenden, handfesten Anlaß brauchen? Es sollte schon ein besonderes Jubiläum sein, eine besondere Festzeit, ein bekanntes Datum. Irgend-eine Leistung muß dahinterstecken, jedenfalls verdient soll es sein, und der Gastgeber hat bekannt zu sein. Man möchte sich nicht auf etwas Unbestimmtes, Unbekanntes einlassen. Da könnte ja jeder

kommen. Und schließlich muß man sich ja in Bewegung setzen, so ein Fest verändert; und man möchte nicht das Gewohnte über Bord werfen.

Da denkt man doch lieber an sich und an etwas, das sich lohnt. Man ergreift das Naheliegende, tut das Einleuchtende. Warum auch in die Ferne schweifen, das Gute liegt so nah... Da sagt man nicht einfach zu, man möchte noch ein bißchen abwarten, mal sehen, wie es geht. Ja, wir zieren uns, wenn er uns einlädt.

Zum dritten: Es gibt solche, die der Einladung schließlich folgen und selig werden; und es gibt solche, die sich schwer damit tun.

Wolfensberger schreibt:

«Die andern aber tragen die schweigende Seligkeit seiner erlesenen Feste tief in der Seele.»

Es bleibt mir so hängen im Herzen, dieses *«tief in der Seele»*...

Ja, tief in der Seele wissen: Ich bin ein Eingeladener, ein Gesegneter, willkommen am Feste des Herrn. Weil Gott es so haben will, darf ich durch alles hindurch, durch Bill und Unbill hindurch ein

hochzeitlicher Mensch sein. Ich darf teilhaben an der Hochzeit des Sohnes, weil der Gastgeber es so haben will. Und es soll mir Kraft und Mut geben, den Weg freudig zu gehen, wenn er eben ist, und auch dann, wenn er einmal steil und steinig wird.

Nichts anderes soll mir wichtiger sein als dieses Fest des Herrn. Alles andere ist zweitrangig. Nicht, weil es überhaupt nicht wichtig ist, sondern weil es sich vom Fest des Herrn her nährt! Meine Arbeit, meine Familie, meine Freizeitbeschäftigung, meine Wohnung und was immer es auch sein mag – es kommt an zweiter Stelle. Das Leben baut sich aus der einen Lebensquelle auf, die alles nährt. Es gibt nichts Wichtigeres als das Gespräch mit Gott, als die Teilnahme an seinem Fest, als das Leben mit ihm. Daraus leitet sich alles andere ab. Und so wird es gut.

Eingeladen sein und nicht hingehen ist nicht gut. Es bedeutet, die Einladung des Lebens ausschlagen und das wahre Leben verpassen. Die Bibel sagt: des Festes «unwürdig» sein. Man hat am Schluß funktioniert, man hat seine Sache vielleicht getan, aber man hat nicht gelebt, nicht aus der klaren Quelle

des ewigen Lebens getrunken und das Leben nicht weitergereicht.

Und dann gibt es auch noch jene, welche nicht hingehen und den Boten, die zum Fest einladen, erst noch etwas antun. Das ist ganz schlimm. Jenen, so sagt unser biblischer Text, wird es genauso ergehen. Das ist hart. Es ist ja so leicht, diesen Boten, die zum Feste des Herrn einladen, etwas anzutun. Es ist so leicht, sie lächerlich zu machen – weil sie einen natürlichen Gott haben, der einfach so einlädt, aus Gnade, aus Liebe, geschenkt.

Ja, um die Liebe geht es, die man gewinnen, aber auch verspielen kann. Das Hochzeitsfest ist ja das Fest der Liebe, und nicht von ungefähr wurde es hier gewählt. Liebe hat immer etwas Überraschendes an sich, etwas Geschenktes, Unerklärliches.

Das Fest des Herrn findet deshalb statt, weil sich Gott in Jesus Christus mit uns Menschen versöhnt, vereint. In ihm ist Gottes Liebe zu seiner Schöpfung sichtbar geworden. Darum sind wir zum Hochzeitsfest geladen. Immer, wenn Jesus in unserer Mitte ist, findet dieses Fest statt. Dann will Gott uns seine Lie-

be zeigen, und er will aus uns hochzeitliche Menschen machen.

Das geht nicht ohne eine tiefgreifende Veränderung vor sich. Wir werden zu versöhnten, befriedeten Menschen, die selber Versöhnlichkeit und Friedensbereitschaft ausstrahlen. Wir sind fröhliche Hochzeitsgäste, die sich am Tische des Herrn gütlich tun, die zur Musik tanzen, die er aufspielen läßt, die sich freudig unterhalten und sich mitteilen. Menschen, die dem Herrn die Ehre geben und zu seinem Lobpreis leben. Eine reine, wahre, selige Freude ist das, die auf das Reich Gottes hinweist, wo es keine Tränen, keinen Schmerz, weder Kummer noch Leid noch Tod gibt.

Wie es zwischen solchen hochzeitlich gestimmten Menschen zu und her gehen kann, hat Max E. Huber einmal so beschrieben:

«Ein gutes Wort sagen
Einen Kranken aufmuntern
Eine kleine Handreichung machen
Das Essen loben
Den nächsten Geburtstag nicht vergessen

Das Fest des Herrn

Die Türen behutsam schließen
Sich über Kleinigkeiten freuen
Für alles dankbar sein
Schlicht um etwas bitten
Sich für jemanden
 ein kleines Geschenk ausdenken
Jemandem einen guten Rat geben
Etwas Besinnliches lesen
Einen Brief schreiben und damit Freude bereiten
Über kleine Nadelstiche
 nicht länger nachdenken
Eine bereinigte Schuld
 nicht nochmals aufwärmen
Sich über ein Versehen nicht beklagen
Eine Zurücksetzung
 nicht als Ablehnung auffassen
Eine Niedergeschlagenheit nicht ernst nehmen
Ein schiefes Wort nicht als Beleidigung werten
Ein Wort der Anerkennung
 für das Gute des Mitmenschen finden
Ein Wort der Solidarität für den,
 der gedemütigt worden ist
Ein Wort des Scherzes für die Kinder

Ein warmer Händedruck für den,
der traurig ist
Ein ehrliches Bekennen
des begangenen Unrechts
Sich auf morgen freuen
Manches überschlafen
Sich für alles die nötige Zeit
und Sorgfalt nehmen
In allem aber: Liebe üben.»

Und der Konzilsvater Johannes XXIII. vertraute 1930 als Bischof in Bulgarien, wo er es nicht leicht hatte, in einer stillen Stunde folgende Worte dem Papier an:

«Ein Wort des hl. Franz von Sales gefällt mir besonders:

«Ich bin wie ein Vogel, der in einem Dornbusch singt.»

Also wenig über das sprechen, worunter ich leide. Zurückhaltend und nachsichtig sein im Urteil über Menschen und Ereignisse; besonders für die beten, die mich enttäuscht haben; in allem eine große Güte haben, eine grenzenlose Geduld. Ich will mich

daran erinnern, daß alles andere nicht dem Geist des Evangeliums entspricht.

Über allem die Liebe, koste es, was es wolle. Ich ziehe es vor, für einen Tölpel gehalten zu werden. Und auch wenn ich von anderen schlecht behandelt werde, will ich immer geduldig und gütig sein.»

Das heißt doch nichts anderes als: Auch wenn man mich für einen «Tölpel» hält, nehme ich die Einladung des Herrn an. Ich gehe an sein Fest der Liebe. Ich will zu jenen gehören, welche die schweigende Seligkeit seiner erlesenen Feste tief in der Seele tragen.

Die Perle

«Jesus sagt:

*Das Reich der Himmel ist gleich einem Kaufmann,
der schöne Perlen suchte.*

*Als er aber eine kostbare Perle gefunden hatte,
ging er hin, verkaufte alles, was er hatte,
und kaufte sie.»*

Matthäus 13, 45 – 46

Kinder sind fasziniert vom Glitzern des Kiesels im Bach, von alten Baumstrünken im Wald und der Verlassenheit von Burgruinen aus vergangenen Zeiten. Zahlreiche Märchen bestätigen die hoffnungsvolle Ahnung: Da könnte etwas Wertvolles, Kostbares verborgen sein, das es mit einem bißchen Glück oder einem Zauberwort zu heben gilt.

Auch das Leben von uns Erwachsenen kann als eine Suche nach irgendetwas, das uns zum vermeintlichen Glück noch fehlt, begriffen werden. Wer kennt nicht die Anziehungskraft des Alters von Antiquitäten, des Glanzes von Schmuck und des Glitters vom Showgeschäft, dieses Gefühl: Irgendetwas brauche ich noch, und dann bin ich zufrieden, dann bin ich glücklich...

Und wir machen uns auf den Weg, verirren uns, geraten auf Abwege und haben am Schluß so vieles in den Händen und wissen gar nicht mehr, was nun wichtig und wertvoll ist – und das Glück will sich immer noch nicht einstellen.

Wie es dem einzelnen ergeht, so kann es auch der Gemeinschaft ergehen. Auch in der Kirche kann

man soviel an Reichtümern in den Händen halten, daß einem das Wesentliche abhanden gekommen ist. So haben Gläubige in der Reformationszeit erkannt, daß die Hauptsache unterwegs verloren wurde. Und sie haben sich daran geschickt, das Eine, das Wahre, das Wirkliche wieder zum Glänzen und zur Geltung zu bringen.

Vier Grundbegriffe durften die Pfeiler des erneuerten Kirchenhauses und der lebendigen Gemeinschaft werden: nur die Gnade und der Glaube, allein die Schrift und Christus. Alles andere wurde dem untergeordnet oder über Bord geworfen. Und man war so glücklich über den wiedergefundenen Glaubensschatz, daß eine ganz große Kraft von dieser Erneuerung ausging, von der wir heute noch zehren, auch wenn wir uns dessen nicht einmal mehr bewußt sind.

«Das Reich der Himmel ist gleich einem Kaufmann, der schöne Perlen suchte.

Als er aber eine kostbare Perle gefunden hatte, ging er hin, verkaufte alles, was er hatte, und kaufte sie.»

Wir dürfen uns heute fragen, ob wir diese eine Perle nicht auch kennen, und ob uns eine solche Besinnung auf die eine Perle nicht auch gut täte: Gnade und Glaube, Schrift und Christus.

Dietrich Bonhoeffer meinte einmal: «Nur wenn wir letzte Antworten von der Bibel erwarten, gibt sie sie uns... Nur wenn wir es einmal wagen, uns so auf die Bibel einzulassen, als redete hier wirklich Gott zu uns, der uns liebt und uns mit unseren Fragen nicht allein läßt, werden wir an der Bibel froh.»

Zu unserem Bibeltext gibt es nun die Erzählung «Die Perle» von William Wolfensberger:

Er war sonst ein ganz vernünftiger Mann gewesen. Ein ganz nüchterner, gelassener Kaufmann. Nichts hatte ihn je aus dem sicheren Geleise seines ruhigen Arbeitslebens geworfen. Er wird es zu etwas bringen, sagten wohlwollend die einen. Er hat es hoch im Kopf, giftelten die andern. Er war ein schweigsamer Gesell, und die emsige Arbeit für seine Familie und der Fleiß, der es versteht, das Gewonnene sorgsam zu behalten, kennzeichneten ihn. Schlank ragte der Giebel seines schönen Hauses, das er sich in den

vierziger Jahren seines Leben erwarb und in welches er seine Frau führte, um die er einst erworben hatte.

Eben darum verstand niemand den Wahnsinn, in den er dann geriet. Denn anders als Wahnsinn konnte man es doch nicht nennen, all das zu tun, was er nachher tat –, um einer Perle willen. Es war, als ob alles, was ihm fest und sicher gestanden, sich ihm verwirrt hätte dieser Perle wegen.

Er hatte sie im Schaufenster eines jüdischen Juweliers gesehen, unter vielen andern. Aber keine war so, keine sonst. Sie stach aus allen heraus, so schien ihm wenigstens.

Ja, er wunderte sich eigentlich nur über eines: Warum räumte ihr der Händler nicht ein eigenes, ganzes Schaufenster ein? Kannte er vielleicht den Wert des Stückes nicht? Vielleicht konnte er die Perle erlisten und einen gerissenen Handel machen? Oh, er täuschte sich! Der Händler forderte lächelnd eine schauderhafte Summe.

Seither hatte der Wahnsinn in ihm vollständig die Oberhand. Was wollte er mit dieser Perle machen? Er wußte es selber nicht. Er holte seine Freunde vor das Schaufenster. Habt ihr diese dort nie gesehen?

Seht, was ich entdeckte! Sie lachten: «Oh, wir kennen sie schon. Seit Jahr und Tag ist sie feil. Es kennen sie alle, wir bewundern sie ja alle. Aber kaufen? Nein, was denkst du! So etwas kauft man nicht! So etwas kauft man nicht. So etwas könnte man sich höchstens schenken lassen. Und was willst du biederer Gesell mit dieser Perle überhaupt anfangen? Kaufe deiner Frau ein Schmuckstück um den weißen Hals! Kaufe ihr ein Armband um ihren duftenden Arm! Kaufe ihr eine goldene Fußspange um ihren zierlichen Knöchel! Oder leg' den Betrag einem Kinde auf die Seite. Dann hast du in jedem Falle etwas. Dann ruinierst du dich nicht. Aber diese Perle! Na, na, werde vernünftig, alter Kamerad.» Seine grauen Freunde redeten so. Wie gut war es, daß ihm jemand zuredete. Sie waren doch erfahren. Sie hatten gute Vernunft.

Er hatte nicht Ruhe. Sonst war er so vernünftig gewesen. So ein nüchterner, gelassener Kaufmann. Nun kannte ihn niemand mehr. Es war ein eigener Wahnsinn. Er dachte nicht daran, welch' kostbaren Besitz er an der Perle hätte. Er dachte nicht, daß der, der sie tragen dürfe, geschmückt sei wie ein König.

Immer nur das eine: *Wie schön ist sie! Wie liegt in ihrem Glanz aller Glanz vereinigt. Ja, sein Wahnsinn verstieg sich so weit, daß es ihm schien, daß, selbst wenn einer den schauderhaften Preis entrichten würde und sie besäße, so wäre sie noch nicht bezahlt, sondern immer noch ein Gnadengeschenk ohnegleichen. So weit ab kann ein Mensch kommen, wenn er einmal aus dem sicheren Geleise seines vernünftigen Lebens geworfen wurde.*

Was half es, daß seine Frau weinte? Er verkaufte sein Haus unter dem Preis. Was half es, daß seine Frau bat: Er verkaufte den Hausrat und versilberte die Papiere. Er verkaufte altererbte Stücke, das heilige, unantastbare Gut der vergangenen Generationen, die nüchtern und brav gearbeitet hatten und von keinem Wahnsinn durchtollt gewesen waren. Es reichte noch nicht; ein kleiner Betrag fehlte. Da tat er das Letzte: Mit rascher Hand drehte er den Trauring vom Finger. Rasch, damit das Zögern nicht komme, legte er den Trauring ab und gab das Heiligste, um den kleinsten Betrag noch decken zu können. Es tat ihm sehr weh, denn der Trauring saß so tief in der verarbeiteten Hand.

Seine Frau schrie leise auf . . .

Nun hatte er seinen Willen. Die Perle war sein. Er hatte zerstört, was einst in lichter Einheit beisammen gewesen war. Alle erwarteten, daß das Letzte, der Zusammenbruch, nun folgen würde. Es hätte so gut zu all dem unvernünftigen, rücksichtslosen Tun gepaßt.

Man erwartete diesen Zusammenbruch als etwas Selbstverständliches. Er hatte doch nichts mehr. Nichts als eine Familie, der er den gesunden finanziellen Boden unter den Füßen weggezogen hatte.

Aber alles wurde anders. Er begann unermüdlich zu schaffen. Es war, als sei ein neues Federwerk in diese Uhr, die eben noch so verdorben geschienen, eingespannt worden. Wie arbeitete er!

Niemand hatte so etwas erwarten können. Er brachte sich wieder hoch. Schlank ragte der Giebel seines neuen Hauses.

Nur die Narretei mit der Perle konnte er nicht lassen. Immer trug er sie bei sich. Nie ließ er von ihr. In einem kleinen, herzförmigen, bunten Schächtelchen trug er sie bei sich. Das hölzerne Schächtelchen stand in seiner lächerlichen Wertlosigkeit in gar kei-

nem Vergleich zu dem wahnsinnigen Wert der Perle, die es enthielt, und für welche er einst alles dahingegen gegeben hatte.

Er hatte keinen leichten Weg, der Mann. Oft ist er auch der bleichen Müdigkeit verfallen. Seine Frau sah, wie er dann heimlich das Schächtelchen öffnete, aus welchem der Glanz der Perle leuchtete, als sei dort drin ein inwendiges, verborgenes Leben... Sie sah, wie ihm dieser unvergleichliche Perlenglanz Mut gab. Darum gewann sie die verhaßte Perle lieb.

Der Wahnsinn packte auch sie. Ja, einmal sagte sie: «Es ist, als wenn alle Kräfte der Ewigkeit darin wohnten. Es ist ein Zauber ohnegleichen in ihr. Gut war alles, was du getan. Wir sind wie Hiob: reicher als einst. Wir leben von diesem verborgenen Glanz. Wir sind stark um ihres heimlichen Leuchtens willen. Ich wollte nun auch meinen Trauring dafür geben.»

Sie schauten sich an. Worte vermögen ja nicht zu sagen, was dem Kaufmann ihr Blick sagte, als sie, von derselben Leidenschaft ergriffen, ihren Trauring vom Finger zog und ihn neben die einzige, kostbare Perle legte. Nein, Worte können das nicht sagen.

Sie wurden Menschen, die den Einklang mit den göttlichen Mächten fanden und spät ihren wahren Ehebund schlossen.¹

Das ist unser wahrer Ehebund, die schönste Perle unseres Lebens: unser Christusglaube. Alles, was uns daran hindert, ihn anzunehmen, soll weggestellt werden, ihm zu Ehren aufgegeben werden, und dann wirft dieser Christusglaube sein Licht auf unser Leben und auf alles, was darin ist – und zwar so stark, daß wir nachher ja viel reicher sein dürfen.

Die eine, kostbare Perle in unserem Leben ist unser Christusglaube, und wir dürfen mit den Reformatoren sagen: nur die Gnade und der Glaube, allein die Schrift und Christus. Von daher ergibt sich alles andere. Von daher werden wir reich beschenkt: Wir verlieren unsere Ängste, wir werden freudig und froh, wir genießen die Freiheit des Evangeliums.

Eine besondere Stellung hat unter uns Reformierten seit jeher die Schrift, die Bibel, eingenommen. Wenn wir uns an ihrem Inhalt – und zwar am

¹ Religiöse Miniaturen, Weltliche Andachten von William Wolfensberger, Heilbronn (1917) 1935, S. 76 ff.

ganzen! – sowie an ihrem Geist orientieren, werden wir vor Heidentum auf der einen Seite und Sektierertum auf der anderen Seite bewahrt. Das Wort Gottes, das wir aus der Heiligen Schrift hören und im Brot und Wein des Abendmahls einnehmen, wirft das Licht des Herrn auf unseren Weg, und es verleiht uns die Gelassenheit und die Kraft, diesen Weg zu gehen.

Wenn wir in den Zeitungen lesen und es tagtäglich mitansehen müssen, was religiöse Sekten und weltliche Gruppen, die gleichermaßen alles besser wissen wollen, anrichten, dann lob' ich mir die Landeskirche. Was wir brauchen, sind nicht große Würfe, deren Ende sich dann doch recht mickrig und meistens gar nicht so fein ausnimmt; was wir brauchen, ist ein klares Programm, und dieses heißt bei uns ganz einfach: Nachfolge Christi. Er ist unser Vorbild, an ihm orientieren wir uns.

Dazu verhilft uns das kostbare Gut der Heiligen Schrift. Laßt uns daraus hören in der Predigt. Laßt uns darin lesen zu Hause. Laßt uns ihre Worte bewegen im Herzen. Laßt uns sie anwenden im Alltag. Dann kann's nicht fehlen!

Und was sagen zeitgenössische Stimmen dazu?

Der ZDF-Redakteur Peter Hahne: «Aus dem Lesebuch Bibel muß wieder ein Lebensbuch werden, denn wer sich an Gott und seinem Wort ausrichtet, der wird aufgerichtet.»

Oder der deutsche Politiker Johannes Rau (* 1931), der übrigens das Amt des Vorsitzenden der Stiftung Bibel und Kultur innehat: «Weil die Bibel eben nicht nur ein Buch der Vergangenheit ist, sondern zuallererst ein Buch voller Zukunft, darum gehört sie in die Hand, in den Kopf und in das Herz junger Frauen und Männer!»

Diese Zeugnisse sind selbstredend. Auch wir dürfen es wagen!

Zum Schluß noch ein Wort des Reformators Martin Luther (1483–1546): «Das ist die wahre Sache des Christentums, daß wir durch den Glauben an Christus, nicht durch die Werke des Gesetzes gerecht werden.»

Totensonntag

Baum-Gleichnis

*«Glücklich der Mensch,
der nicht wandelt im Rate der Gottlosen,
und nicht steht auf dem Wege der Sünder,
und nicht sitzt auf dem Sitze der Spötter,
sondern seine Lust hat am Gesetz des Herrn
und über sein Gesetz sinnt Tag und Nacht!
Der ist wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen,
der seine Frucht bringt zu seiner Zeit,
und dessen Blatt nicht verwelkt;
und alles was er tut, gelingt.*

*Nicht so die Gesetzlosen,
sondern sie sind wie die Spreu,
die der Wind dahintreibt.
Darum werden die Gesetzlosen
nicht bestehen im Gericht,
noch die Sünder in der Gemeinde der Gerechten.
Denn der Herr kennt den Weg der Gerechten;
aber der Gesetzlosen Weg wird vergehen.»*

Psalm 1

Es gibt von der im Jahre 1973 verstorbenen deutschen Dichterin Ingeborg Bachmann eine unvollendete Erzählung mit dem Titel «Der Tod wird kommen». Dieses kleine Werk, in dem sie sich mit dem Tod auseinandersetzt, beginnt mit folgenden Sätzen:

«Unsere Großmütter Anna und Elisabeth sind tot seit Jahren, und unsere Großväter Franz und Leopold sind tot, die Cousinen und Vettern wissen davon. Wir sind eine große Familie, und wir haben Tode und Geburten zu nennen, sogar Tode wie die von Dr. Kilb, unserem Arzt in Stetten, und der Mord an Dr. Bärenthal in Hausen, gehören dazu. Unsere Toten sind über mehrere Friedhöfe verstreut, unsere Allerheiligen, unsere Gedächtnistage, von einigen vergessen, werden doch immer von anderen erinnert, von Cousine Lise, und Cousine Alwina. Auf unseren Bauernhöfen und in unseren Stadtwohnungen liegen die Fotoalben mit den aufgedrehten Bildern, darin sind auch die Toten, und sogar Tote als Wickelkinder, unser Cousin Ernst, unser Cousin Mottl, der eine war zwanzig, der andere zweiunddreißig und angeheiratet, und in solchen

Altern starben sie, auf den Schlachtfeldern oder bloß neben einer Weißdornhecke, überrascht auf einem Spaziergang von einer verirrtten Kugel, Genaueres wissen wir nicht. Unsere Trauer ist ungleich, und manche Tode haben wir sogar vergessen, Tante Mitzi zum Beispiel mußte eines Tages erinnert werden, daß Tante Marie, von einem anderen Strang der Familie, schon seit Jahren gestorben war, sie hatte es vergessen oder nie recht wahrgenommen, obwohl sie sonst sich genau auskennt, besonders in den Toden und Geburten und ihre Buchhaltung beherrscht ... »¹

Vier Punkte fallen mir an dieser Kostprobe der feinsinnigen Literatin auf: 1. Der Tod wird ernst genommen. Er ist ein Ereignis im Leben des Menschen genau wie die Geburten und die Hochzeitstage. 2. Ingeborg Bachman spricht in ihrer Rede zum Tod in der ersten Person Mehrzahl. Der Tod eines nahestehenden Menschen macht einen betroffen, einen persönlich und uns als Gemeinschaft, als Familie, Verwandtschaft, Nachbarschaft, christli-

¹ Ingeborg Bachmann, Werke, Bd. 2, München 1978, S. 266

che Gemeinde. 3. Die Schriftstellerin nennt mit Regelmäßigkeit und Genauigkeit stets die Namen der Personen, und zwar die Namen der Verstorbenen und der betroffenen Lebenden. In der Gemeinschaft der Lebenden und der Toten spielt die Persönlichkeit des einzelnen also eine Rolle. Demzufolge sind 4. die Toten nicht einfach weg, verloren, vergessen und bedeutungslos. Sie können präsent sein, sie leben in der Erinnerung fort.

Die christliche Botschaft sagt uns, daß dieses Leben über den Tod hinausreichen darf und daß unsere Namen aufgeschrieben sein dürfen im großen Buch des Lebens im Himmel. «Freut euch, daß eure Namen in den Himmeln aufgeschrieben sind!», ruft uns Jesus im Evangelium nach Lukas (10, 20) zu.

Ja, wenn Gott uns als Person kennt, wenn unsere Namen bei ihm aufgeschrieben sind, dann stellt sich uns die Frage, wie wir an dieser unserer Person arbeiten können, welche Einstellung zum Leben, zu den Mitmenschen und zu Gott wir haben sollen und wie wir das Leben gestalten sollen. Woran können wir uns halten, was können wir tun?

Der wichtige und bekannte Psalm 1, den es früher nicht ohne Grund auswendig zu lernen galt, verweist auf das Gesetz des Herrn und auf die Heilige Schrift, die wir ständig bedenken und in der wir festgewurzelt und verankert leben sollen. Er vergleicht den Menschen mit dem Baum:

*«Glückselig der Mensch,
der nicht wandelt im Rate der Gottlosen,
und nicht steht auf dem Wege der Sünder,
und nicht sitzt auf dem Sitze der Spötter,
sondern seine Lust hat am Gesetz des Herrn
und über sein Gesetz sinnt Tag und Nacht!
Der ist wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen,
der seine Frucht bringt zu seiner Zeit,
und dessen Blatt nicht verwelkt;
und alles, was er tut, gelingt.»*

Der Mensch als Baum, Stammbaum, Lebensbaum, Wettertanne, ein bäumiger Mensch, wie wir zu sagen pflegen.

Gemeint ist die Treue des Menschen zu Gott und der Segen Gottes, der ihm dadurch beschieden ist. Gemeint ist sein Leben in den Geboten, seine

Orientierung an den Offenbarungen Gottes und der Segen, der ihm Gott dafür angedeihen läßt.

Auch der schreibende Pfarrer William Wolfensberger vergleicht uns Menschen mit Bäumen und spricht unmittelbar zu uns wie ein guter Ratgeber:

Sei schlicht und wahr, und glaube nie anders zu sein als alle andern. Der Wald ist von Bäumen voll. Jeder hat andere Art, und anders ist jeder von Gestalt und Ansehen. Aber aller Wurzeln gieren mit zähen Fingern nach Nahrung und Halt. Gleich sind sie alle und keiner dem andern verwandt. Welche Gemeinschaft der Verschiedenen und Verschiedensten! Ist eine Krone gleich der andern? Ward je ein Zweig dem andern gleich? Gleich sind sie nur in der Ähnlichkeit und ähnlich nur im Unterschied!

Aber alle schüttelt, wenn die Stunde kommt, derselbe Sturm und peitscht Geäst und bückt die hohen Kronen, daß die Stämme leise seufzen.

Sei schlicht und wahr. Viel tausend Menschen stehn und wachsen hoch, und jeder rauscht sein eigen Lied. Viel tausend Hände gieren und suchen Halt und Kraft im Grund. Aber uns durchsaust alle,

wenn die Stunde kommt, derselbe Gottessturm des Geschickes; Verkrüppelte, Grade, Alte und Junge packt er an und beugt die Kronen selbst...

Es geht ein Beben hin durch Ast und Zweig. O halt dich gut, der Wald rauscht auf und klagt. Gemeinschaft ward uns nur in einem: Uns beugt derselbe Sturm zur selben Zeit, die Familie der Seufzenden.²

Ist es nicht schön und tröstlich, wenn wir die Stürme des Lebens als Prüfungen des Herrn auffassen dürfen, die uns stärken und kräftigen und nicht etwa entmutigen und zerstören sollen? Und ist es nicht gut, wenn wir in solchen Stürmen Halt und Nahrung im Boden des Lebens finden und ihnen nicht machtlos ausgeliefert sind?

Wenn wir von Stürmen geschüttelt werden, dann möchte Gott ganz besonders in unser Leben eingreifen, dann möchte ER wirken an uns. Das ist ein großer, entscheidender Unterschied, ob wir das wissen dürfen, oder ob wir dann denken, es sei sonst

² Religiöse Miniaturen, Weltliche Andachten von William Wolfensberger, Heilbronn (1917) 1935, S. 38

eine Macht oder es sei umsonst. Der Prophet Ezechiel (17, 24) hat dieses erschütternde Erlebnis einst so beschrieben:

«Und alle Bäume des Feldes werden erkennen, daß ich, der Herr, den hohen Baum erniedrigt, den niedrigen Baum erhöht habe, den grünen Baum verdorren und den dürren Baum grünen ließ. Ich, der Herr, habe geredet und werde es tun.»

Der Baum, der an den Wasserbächen gepflanzt ist, wird durch die Stürme des Lebens gekräftigt. Er wird wertvoller, interessanter. Er erzählt mehr vom Leben. Er hat das Leben in sich. Er ist geprüft und geliebt von Gott.

Ein auserlesenes Beispiel mag dies verdeutlichen:

Einem Mann in Frankreich starben Frau und Kinder. Wofür sollte er noch leben?

So läßt er seinen Bauernhof in einer fruchtbaren Ebene zurück und zieht mit seinen Schafen in eine trostlose Gegend, in die Cevennen, fast eine Wüstenlandschaft. Dörfer mit zerfallenen Häusern, mit unglücklichen Menschen. Der Mann erkennt:

Diese Landschaft wird sterben, wenn keine Bäume wachsen.

So besorgt er sich Eicheln. Die guten legt er in einen Eimer Wasser, damit sie sich vollsaugen. Dann zieht er los, stößt mit einem Eisenstab in die Erde, legt Eicheln hinein, da und dort.

Nach drei Jahren hat er mehr als hunderttausend Eicheln in die Erde gesetzt. Wenn nur zehntausend aufgehen, denkt er.

So verbringt er den Rest seiner Jahre. Und als er 1947 mit 89 Jahren stirbt, hat er wunderschöne Wälder geschaffen, die schönsten Frankreichs. Drei Wälder von elf Kilometern Länge und drei Kilometern Breite.

Was damit geschah? Die Wurzeln halten das Wasser fest, in den Bächen fließt wieder Wasser, es gibt wieder Wiesen und Blumen, die Vögel sind zurückgekehrt, und die Dörfer sind wieder schön. Die Leute, die da wohnen, denken nicht mehr an den Mann, dem sie das alles verdanken.³

³ Matthias Utters nach J. Giono (aus: Beate Both, Wenn wir anfangen, hier und heute zu leben, Wuppertal 1989, S. 34)

«Glücklich der Mensch,
der nicht wandelt im Rate der Gottlosen,
und nicht steht auf dem Wege der Sünder,
und nicht sitzt auf dem Sitze der Spötter,
sondern seine Lust hat am Gesetz des Herrn
und über sein Gesetz sinnt Tag und Nacht!
Der ist wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen,
der seine Frucht bringt zu seiner Zeit,
und dessen Blatt nicht verwelkt;
und alles, was er tut, gelingt.»

Folgendes Gedicht von William Wolfensberger ist seiner teuer erkämpften Lebens- und Glaubenserfahrung entsprungen:

In der Tage Kimmernissen
Lächelt hell ein holder Schein:
Müßt' am End' ich alles missen,
Bliebst zuletzt noch du allein!
Durch die Seele fort und fort
Wunderstiller Jubel zieht:
O mein Herr und großer Hort,
Du mein einzig Lied!
Hab' mich oft gehärmt in Not,

Weißt du, wie das Grauen tut?
Nun bekam ich Lebensbrot,
Neues Wesen, Gottesblut!
Und es jubelt fort und fort
Durch der Seele weit' Gebiet:
O mein Herr und großer Hort,
Du mein einzig Lied!

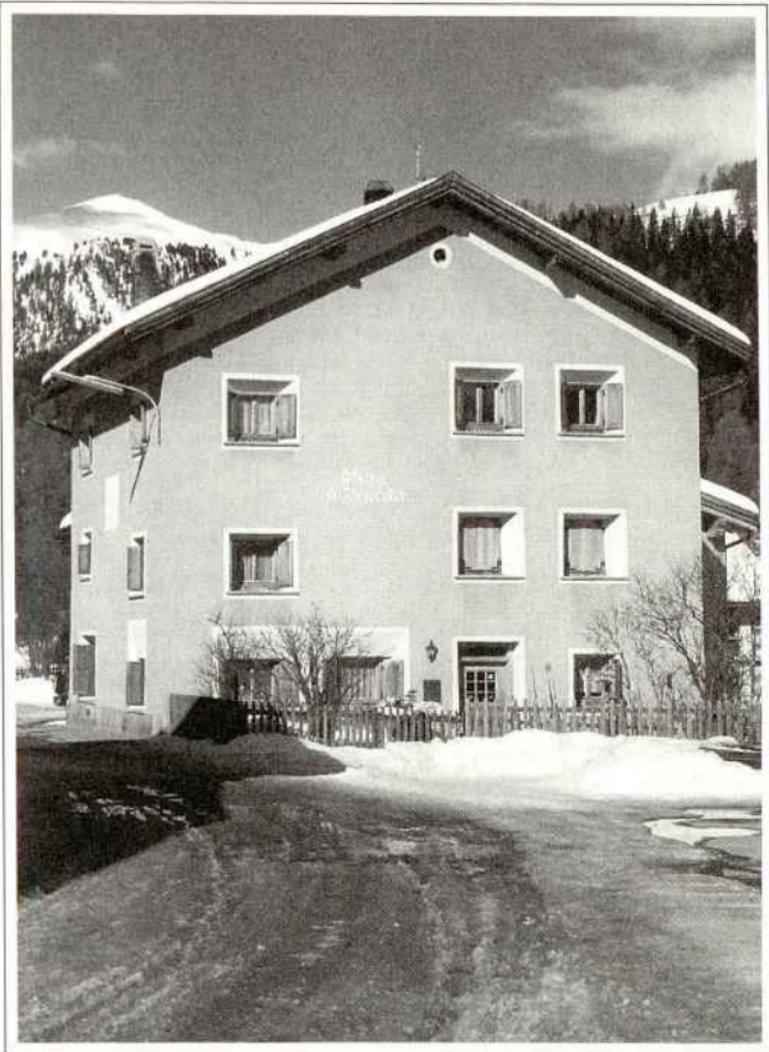
Advent

Der Weg

«Jesus Christus spricht:

*Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben;
niemand kommt zum Vater außer durch mich.»*

Johannes 14, 6



Das Pfarrhaus in Fuldera/GR an der ehemaligen Poststraße

In der heutigen Zeit haben wir so viele Fragen: Woran sollen wir glauben? An was können wir uns halten? Was sollen wir tun? Was ist richtig? Welches ist der Weg für uns? Was gilt? Wem können wir vertrauen? – Wir haben so viele Fragen, kennen so viele Unsicherheiten... Unsere Zeit ist reich an Fragen, arm an Antworten.

Was Jesus hier gibt, ist eine Antwort. Thomas hatte ihn nämlich gefragt: «Herr, wir wissen nicht, wo du hingehst, und wie können wir den Weg wissen?» (Johannes 14, 5). Auf diese Frage gibt Jesus die Antwort:

«Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich.»

Die Antwort ist also keine schwierige Abhandlung, nichts Kompliziertes. Die Antwort ist etwas Lebendiges, ein Gegenüber. Die Antwort ist Jesus selbst. ER ist der Weg.

Wie? das genügt Dir nicht? Dann laß uns doch innehalten und mal nachschauen, was das heißt.

In seinem stillen Pfarrhaus im Münstertal hat vor vielen Jahrzehnten der junge Dichterpfarrer Wil-

liam Wolfensberger über diese Antwort, den Weg und unsere Wege nachgedacht:

Unten im Tal geht die Poststraße. Der gelbe eidgenössische Postwagen poltert alltag zweimal an meinen Fenstern vorüber. Es stäubt hinter ihm eine weiße Wolke auf. Fremde Gäste sind darin, vornehme Leute mit klugen Gesichtern und welterfahrenen Mienen. Sie fahren über die Pässe und durch die Täler. Sie wollen die Welt betrachten von ihrem Wagen aus.

Hinter ihnen her kommen die Gepäckwagen gerasselt, die Gäste haben soviel bei sich. Die Peitsche knallt, und wieder stäubt eine weiße Wolke von Straßenstaub auf, und grau liegen die Berge der aufgetürmten Pakete.

Es geht den ganzen Tag so auf der Poststraße, die an meinem Haus vorbeigeht. Es holpert und poltert und teufelt vorbei, vorbei, vorbei. Wohin die Fahrt? Wo ist euer Ziel?

Von der Staatspoststraße zweigt ein schmaler Weg ab. Er führt aus dem Tale in die Höhe empor. Das steigt und steigt. Zuerst geht es ganz sanft über die

Matten hin. Er ist noch ordentlich breit. Aber bald verliert er sich, und du mußt ihn gut suchen. Er wird holprig und ruppig genug, dieser Weg. Er ist ja so wenig begangen, es ist so ein mühsamer Fußweg. Die Romantik vergeht. Er krümmt sich hin, er dreht sich her. Wieviel Gestein liegt da. In Gewitternächten hat wohl der Bach in diesem Weg getost. In endlosen Windungen zieht er sich in die Höhe. Du meinst, es sei ein Irrweg, denn er geht oft wieder in die Tiefe.

Aber schau, dort drüben kommt die Gegensteigung, es geht doch bergauf. Kein Weg führt direkt in die Höhen. Er führt über Klaffen, in die Felsen hinein, über Fluh und gähe Halden.

Du kannst stundenlang gehen, immerzu, immerzu. Wie sengt die Sonne! Wie brennt der Fuß! Und kein Wässerlein triffst du. Und weitem ist kein Haus. Tief, tief unten liegt das Tal. Die Kutschen auf der Poststraße machen sich lächerlich klein, so aus der Höhe gesehen. Wie still ist es. Kein Laut. Bloß die Lärchen rauschen so, die wundersamen, feinen, lieben Lärchen. Aber schau, nun hören sie auch auf und verkrüppeln.

Du steigst und steigst. Keiner begegnet dir, überall findest du nur dich selber. So still kann die Welt sein? So still?

Es ist gut durch das Leben fahren auf der Poststraße der Bequemlichkeit und der Gewöhnlichkeit. Viel Lärm und Geschrei ist dort. Viel gescheite Gesichter, aber viel Staub. Es ist eine elende Gröhlstraße.

Du kannst von der Straße abschwanken in den Weg. Steig aus und versuch's. Wer in die Höhen will, kann nicht in der Postkutsche der Bequemlichkeit plegern und hochmütig in die Welt räucheln. Gott ist ein schmaler, verworrener Weg.

Ich bin nicht die Straße. Ich bin der Weg. Ich bin die Steigung und die Gegensteigung. Ich bin die Mühe, ich bin die Not. Ich bin die Verzagtheit, ich bin die Bedrängnis und der Zweifel. Ich bin die Müdigkeit und die Bekümmernis. Ich bin der Fels. Ich bin der Dorn. Denn ich bin der Weg. Ich führ' dich doch zum Ziele, auch durch die Nacht.

Ich bin die verlorenste Einsamkeit, ich bin der Durst und deine ganze jahrelange Qual. Nicht Straße bin ich. Ich bin der Weg; aber darum bin ich

zuletzt Gipfel und Höhe, Ende und Anfang in einem.

Viele sind zu verzagt. Sie meinen, in allem Geschehen den fortwährenden Niedergang zu sehen. Aber Gott schreitet auch in der Weltgeschichte auf Wegen, nicht auf Straßen. Viele meinen, Gottes Reich sollte rasch und sicher und auf dem Kraftwagen einhergeführt werden können. Nicht die breiten Straßen der Geschichte führen zum Gottesreich, mögen die Klugen auch immer wieder darauf deuten. Schmale, kaum beachtete Weglein führen zu ihm. Die Welt bildet sich nicht neu durch die großen, scheibenklirrenden Reformationen, sondern durch die feinen, heimlichen Taten der verborgenen und namenlosen Heiligen. Von ihnen lebt sie.¹

Wolfensberger ist zum Schluß gekommen, daß die richtigen Wege, die Wege Gottes, die einfachen sind, die «handgemachten» und die «fußbetretenen». Da lebt's. Es sind nicht die schnellen und ringen Wege; es sind die mühsamen. Aber da lebt's.

¹ Religiöse Miniaturen, Weltliche Andachten von William Wolfensberger, Heilbronn (1917) 1935, S. 59 ff.

Jene Wege sind's, auf denen wir uns manchmal verlassen fühlen, ins Zweifeln geraten und wie der «Zweifler» Thomas fragen: «Wie können wir den Weg wissen?» Und dann ist die Antwort so einfach, so tröstlich: «Ich bin es.»

Jesus möchte nicht, daß wir stehenbleiben; darum bezeichnet er sich als WEG. Und er möchte nicht, daß wir auf dem Weg allein sind; darum sagt er, der Weg sei ER. Jesus läßt den Thomas nicht im Zweifel zurück. Gott möchte uns sowieso nicht ungetröstet oder verloren sehen.

Der baltische Lyriker Werner Bergengruen (1892 bis 1964) hat in einem seiner herrlichen Gedichte, das den Titel «Wandlung» trägt, den Menschen dazu aufgerufen:

«Löse dich von Haus und Haft,
Ehe der Herd verglimmt.
Denn zu Gottes Wanderschaft
Bist du vorbestimmt.
Namenloses Zeitenkind,
Baum im Wanderschuh!
Was am Prellstein hockt und sinnt,

Das bist nicht mehr Du.
Gib dich der verborgnen Hand,
Die dich angerührt.
Hebe dich vom Grabenrand.
Geh, du bist geführt.»

Dieser «Baum im Wanderschuh» also soll den Menschen kennzeichnen: «Baum sein», d. h. treu sein, und doch wandern, unterwegs sein. Der Mensch ist nicht nur Baum, und er ist nicht nur Wanderer; er ist gleichsam «Baum im Wanderschuh». Dieser Begriff beeindruckt und fasziniert mich... Ein «namenloses Zeitenkind» allerdings muß der Mensch nicht sein. Da gehe ich mit Bergengruen nicht einig. Als getaufte und gläubige Christen dürfen wir Namen haben, die Gott kennt. Und unser «Weg» hat auch einen Namen: Jesus. Da geht's persönlich zu und her; da lebt's!

In der Adventszeit dürfen wir das ganz besonders spüren. «Ad-vent» heißt «An-kunft». Da kommt Gott zu uns Menschen. Da kommen wir Menschen und Gott zusammen, weil Gott Mensch geworden ist. Adventlich leben heißt unterwegs sein zu Men-

schen, weil Gott zu uns Menschen unterwegs ist. Das ist Weg, das ist Wahrheit, das ist Leben in Christus.

Darum bedeutet adventlich leben alles vom Herzen zu nehmen, was uns daran hindert, Gott in unser Leben kommen zu lassen. Die Farbe des Advents ist Violett, das ist die Farbe der Besinnung, der Buße und der Umkehr. Adventszeit ist Bußzeit.

Der Ruf des Propheten Jesaja (40,3) ist ein Adventsruf:

*«In der Wüste bahnet den Weg des Herrn;
ebnet in der Steppe eine Straße für unseren Gott!»*

Also doch: Im unwegsamem Gelände gilt es zu arbeiten, in der Wüste, in der Steppe, dort, wo's Dornen und Disteln hat... Dort gilt es, den Schatz zu heben. Aus den unangesehensten Orten kann man mit Gottes Hilfe ganz schöne Plätzchen machen. So eine Aufgabe findet jeder von uns in der Adventszeit.

Die Chance des Advents ist die Weg-bereitung. Mit dem johanneischen Jesuswort dürfen wir sagen: Die Chance des Advent ist die Jesus-bereitung, das Zubereiten der Jesus-Nachfolge.

Ein Mensch, der das in unserem Jahrhundert ganz besonders getan hat, ist Albert Schweitzer. Ich lese einige Sätze aus dem Brief, den er nach seiner Entscheidung, neue Wege zu gehen, geschrieben hat und der ihn schließlich nach Afrika führte:

«Lieber Herr und Amtsbruder,

Ich wende mich heute an Sie mit der Frage, ob Sie jemand für den Congo benötigen. Bei meinen Vorlesungen sage ich mir: Hier könnte man dich leicht ersetzen, dort drüben fehlt es an Menschen!

Ich bin immer einfacher, immer mehr Kind geworden, und ich habe immer deutlicher erkannt, daß die einzige Wahrheit und das einzige Glück darin besteht, unserem Herrn Jesus Christus dort zu dienen, wo er uns braucht. Hundert Mal habe ich darüber nachgedacht, ob ich leben könnte ohne Wissenschaft, ohne Kunst, ohne die intellektuelle Umgebung, in der ich mich befinde – und immer, am Ende aller Überlegungen, ein freudiges Ja.»²

² Albert Schweitzer, *Leben, Werk und Denken 1905–1965*, Seite 11 f., (c) Verlag Lambert Schneider GmbH, Heidelberg

Solche Beispiele brauchen wir. Daß auch wir darüber nachdenken können, welches Leben wir aufgeben müssen, um das wahre Leben zu finden. Und ob auch wir ohne dies oder jenes auskommen könnten, damit wir nicht verlorengehen. Und dann auch wir ein freudiges JA haben dürfen.

Die stille Wahrheit

«Jesus sagt:

*Niemand, der seine Hand an den Pflug legt
und zurückblickt,
ist tauglich für das Reich Gottes.»*

Lukas 9, 62

*«Wenn der Herr das Haus nicht baut,
vergeblich arbeiten daran die Bauleute;
wenn der Herr die Stadt nicht bewacht,
vergeblich wacht der Wächter.»*

Psalm 127, 1



Inscription am Friedhofeingang in Tschiers/GR

In diesen Adventswochen und kurz vor Weihnachten, wo wir so vieles abschließen und mit so manchen Vorarbeiten beschäftigt sind, mögen wir uns zwischendurch mal fragen: Worauf kommt es an? Welches – um mit dem Dichter Eichendorff zu reden – ist das Zauberwort, das es zu treffen gilt, damit die Welt anhebt zu singen? Was können wir tun, damit es richtig Weihnachten wird bei uns?

Wir geben uns viel Mühe, und dann spüren wir vielleicht eine Nervosität um uns herum oder in uns drin: Die Kinder wollen nicht ruhig sein, «beleidigte Leberwürste» nagen an unseren Kräften, dies oder jenes will einfach nicht gelingen, es fehlt ein Licht. Wir stoßen an unsere Grenzen, und mit einem Mal schreit die Seele auf: Was fehlt denn noch?

Unserem Dichterpfarrer William Wolfensberger waren solche Situationen nicht fremd. Und da leuchtete ihm jeweils ein Satz aus der Kindheit im Herzen auf, der ihn tröstete und ihm neue Kraft verlieh:

*In unserer Stube daheim, wo in meiner Jugendzeit
zehn blanke Kinderaugenpaare alltag um den Tisch*

leuchteten, hing an der Wand ein Spruch. Auf die Bank stehend entzifferte ich ihn mühsam mit kindlichem Buchstabieren: «An Gottes Segen ist alles gelegen.»

Über viele blonde, braune, runde Kinderköpfe, über zwei ergraute Häupter hinweg schaute der Spruch, eine blauäugige, stille, versonnene Wahrheit.

Über den Alltag hinaus mit dem Vielerlei, über alle Gespräche von Gewinn und Verlust, von Geschäft und Risiko schaute der Spruch mit nachdenklichen Augen hinweg und redete eindringlich zu einem Kinde von seiner stillen, ewigen Wahrheit.

In viel Not und Leid stand er später vor der Seele des Jungen und leuchtete wie ein Gestirn aus dem Dunkel der Bekümmernis und der Verzagtheit: «An Gottes Segen ist alles gelegen», eine starke, stille Wahrheit.

In Arbeit, Unrast und Bedrängnis flüsterte er dem Mann: Du sorgst dich um Menschen? Du schaffst für Menschen? Warte nur. Warte nur. Aber nicht an den Menschen, an eines Andern Segen ist es gelegen.

Es liegt ein Acker, ich muß ihn bauen. Ich muß. Ist's gutes Land? Ist's harter Grund? Du Tor, was kümmerst du? Sorgt auch die Knospe um die Frucht? «An Gottes Segen ist alles gelegen.»¹

In Zeiten der Not und der Anfechtung, oder in unsicheren Zeiten, wie wir sie heute haben, ist es gut, über geistliche Reserven zu verfügen. Da entspricht es einem Glücksfall, wenn die Seele über Notvorräte verfügt, wenn sich ein Sätzlein aus der Kindheit wie ein Engel einstellt, der einem hilft.

«An Gottes Segen ist alles gelegen.» Ich muß ja gar nicht alles selber tun! Mit meinem Sorgen erreiche ich nicht, was ich will. Ich darf Gott auch noch etwas tun lassen. Gerade gläubige, gewissenhafte Menschen müssen in ihrem Streben nach dem Guten darauf bedacht sein, Gott auch noch Raum zu gewähren... Kurios, nicht wahr? Aber es ist so.

Sonst ergeht es uns, wie der Reformator Martin Luther einst gesagt hat: «Wir leben mitten im Segen Gottes und merken ihn nicht.» Wir dürfen uns das

¹ Religiöse Miniaturen, Weltliche Andachten von William Wolfensberger, Heilbronn (1917) 1935, S. 40–41

immer wieder sagen lassen: Zuerst schafft Gott, zuerst gibt er seinen Segen für ein Werk; und wenn er diesen Segen nicht gibt, ist alles Mühen umsonst. Das bedeutet allerdings auch, daß uns gegen Gottes Willen niemand etwas anhaben kann. Der Apostel Paulus sagt in Röm. 8, 28:

*«Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben,
alle Dinge zum Guten mitwirken,
denen, die nach Vorsatz berufen sind.»*

Auf einem Porträt-Gemälde des Wartauer Pfarrers H. R. Tschudi von 1705 lesen wir die Worte:

*«Wider Gottes Gunst, schafft kein Vergunst
schafft nit sin Gunst, ist alles umsonst.»*

Dieser starke Glaube, dieses feste Vertrauen brachte den begnadeten russischen Erzähler Feodor Michailowitsch Dostojewskij zu folgender Überzeugung, die er in seinem Werk «Dämonen» niederschrieb: «Alles ist gut . . . Alles. Der Mensch ist unglücklich, weil er nicht weiß, daß er glücklich ist. Nur deshalb. Das ist alles, alles! Wer das erkennt, der wird gleich glücklich sein, sofort, im selben Augenblick . . . »

Bei allem Streben, bei allem Arbeiten und Mühen, bei aller Fürsorge, die wir unseren Kindern und anderen Menschen angedeihen lassen, dürfen wir stets wissen und uns immer vor Augen halten: Das Entscheidende leistet Gott. ER nur kann uns beschützen und behüten, ER allein gibt den Segen zum Gelingen – oder er gibt ihn nicht. Mit Gott können wir alles tun, gegen Gott vollbringen wir nichts. «An seinem Segen ist alles gelegen.»

Ein erschütterndes Beispiel für einen Menschen, der das aus tiefster Überzeugung gelebt hat, ist der einzige Papst, welcher in der Geschichte der Kirche freiwillig zurücktrat: Coelestin V. dankte am 13. Dezember 1294 ab. Nach seinem Tod wurde er zum Engelpapst verklärt und 1313 heilig gesprochen.

Zu prächtig fand er die Amtstracht, zu großartig dünkte ihn der Palast. Papst Coelestin V., einem ehemaligen Mönch, war es in der päpstlichen Residenz so unwohl, daß er sich eine Holz zelle einbauen ließ. Und am 13. Dezember 1294 kam, was kommen mußte: Coelestin V. – ein Papst fern aller Unfehlbarkeit – erklärte, daß er manches gut, anderes weniger gut gemacht habe, legte den päpstlichen

Mantel ab und zog wieder eine Mönchskutte an. Damit war das Pontifikat Coelestins V. nach fünf Monaten und neun Tagen beendet. Freiwillig, wohlüberlegt und unwiderruflich.

Die Vorgeschichte dieses einmaligen Ereignisses: 1209 oder 1210 wurde in den Abruzzen ein Pietro geboren. Er stammte von einfachen, aufrechten und gottesfürchtigen Eltern. Aus dem Bauernsohn wurde ein Benediktiner, ein Einsiedler, ein Heiliger – und schließlich der Papst. Und aus der Eremitenhöhle am Monte Morrone erwuchs eine Gemeinschaft mehrerer Klöster.

Pietro von Morrone führte seiner Kongregation erfolgreich Schenkungen und Glaubensbrüder zu. Dabei lebte der tüchtige Organisator sehr einfach. Dann aber stürzte der Gottgefällige in den Tumult seiner Zeit: zwei Jahre Sedisvakanz, der Heilige Stuhl war verwaist und wollte besetzt werden. Aber die Kardinäle debattierten, ohne die für eine Papstwahl erforderliche Mehrheit zu erreichen.

Während die Kardinäle stritten, wurde es im Kirchenstaat ohne Herrscher brenzlich: In Rom erhob sich das Volk, und benachbarte Stadtstaaten gingen

auf Beutezüge. In der Not einigten sich die Kardinäle auf den frommen Pietro del Morrone. An der ungewöhnlichen Wahl eines über 80jährigen ohne kuriale Erfahrungen gab es nichts zu deuteln: Der Heilige Geist hatte entschieden, jedenfalls verkündete das Wahldekret eine Inspirationswahl.

Alle Parteien hofften wohl, der brave Greis werde nicht eigenmächtig handeln. Aber Pietro von Morrone wollte erst gar nicht antreten. Seine Lebensgeschichte legt ihm nicht unbedingt authentische, sicher aber zutreffende Sätze in den Mund: «Wer bin ich, um eine so große Last, eine solche Macht zu übernehmen? Ich schaffe es nicht, mich selbst zu retten; wie soll ich da die ganze Welt retten?»

Pietro von Morrone ließ sich überreden und als Coelestin V. ausrufen. Er förderte seine Kongregation der Benediktiner und viele Bittsteller großzügig, war aber dem weltumspannenden Amt nicht gewachsen. Coelestin sah dies wohl ein, vermißte seine stille Einsiedelei und entschloß sich, zurückzutreten.

Diese einmalige Abdankung löste Gerüchte und Spekulationen aus. Sein Nachfolger war so beschaf-

fen, wie es für einen Machtpolitiker und scheinbar auch für einen erfolgreichen Papst gerade nötig war; Bonifaz VIII. schuf klare Verhältnisse: Coelestin wurde verhaftet und blieb bis zu seinem Tod am 19. Mai 1296 im Kastell von Fumone gefangen. Dieser Diener Gottes mußte also für seine Bescheidenheit büßen.

Alle anderen Päpste – einerlei wie gut, wie schlecht sie waren – erwiesen sich als Herrscher, und solche halten, wenn sie klug genug sind, unfehlbar an ihrer Macht fest.²

Ich meine: Auch wenn Pietro von Morrone seine schlimme Nachgeschichte zum voraus gewußt hätte: er hätte auch dann so entschieden. Denn es entsprach seiner Haltung, seiner Lebenseinstellung, seinem Glauben. Wie es unsere Bibelverse aus dem Neuen und dem Alten Testament sagen:

*«Niemand, der seine Hand an den Pflug legt
und zurückblickt,
ist tauglich für das Reich Gottes.»*

² Nach Karl-Iversen Lapp, Tages-Anzeiger, 13. 12. 1994, S. 67

*«Wenn der Herr das Haus nicht baut,
vergeblich arbeiten daran die Bauleute;
wenn der Herr die Stadt nicht bewacht,
vergeblich wacht der Wächter.»*

Und wie es der kleine William Wolfensberger an der Stubenwand seines Elternhauses entzifferte: «An Gottes Segen ist alles gelegen.»

Oder wie wir es an einem Prättigauer Haus lesen: «Mir genügt, wie Gott es fügt.»

Wenn unser Leben auf diesem Glauben gründet, dann wird uns das Wichtigste immer Tag für Tag gezeigt und gegeben, dann treffen wir das Zauberwort, und das Reich Gottes kommt uns mit seiner Melodie entgegen...

An dem See meiner Heimat
dehnen sich die Weinberge weithin.
Ziniengrad stehen die Reben, ein
stilles starkes Volk.

Sie werden geschnitten, ge-
bogen, gebunden.

Sie weinen, sie blühen, sie
tragen Frucht.

Geleitwort zum Buch
«Unsers Herrgotts Rebberg»

Weihnachten

Joos – Der gute Hirt

«Jesus sagt:

Ich bin der gute Hirt;

der gute Hirt gibt sein Leben hin für die Schafe.

Ich bin der gute Hirt und kenne die Meinen,

und die Meinen kennen mich.

Und ich gebe mein Leben hin für die Schafe.»

Johannes 10, 11. 14. 15

Weihnachtsmelodien, Hirten, Engel, Gute Botschaft – Zeichen einer anderen Welt reden in diesen Tagen zu uns.

Und wir kennen diese unsere Welt zur Genüge: Es ist die Welt der Superlative (cool, mega-cool, giga-cool) statt der Genügsamkeit, die Welt des Übervorteilens statt des Teilens, des gegenseitigen Ausricksens anstelle der Solidarität.

Das Reich Gottes, dessen Zeichen wir in der Weihnachtsbotschaft vernehmen, war damals und ist heute eine Gegenwelt, eine neue Welt. Manche meinen, es müßte viel schneller anbrechen und sich durchsetzen. Ich kann diese Ungeduld gut verstehen, denn sie entspringt einer großen Sehnsucht nach Heil, Frieden, Gerechtigkeit und Geborgenheit. Aber das Reich Gottes bricht langsam an – dafür beharrlich und unumkehrbar. Sie ist nicht mehr rückgängig zu machen, diese Gute Botschaft von Weihnachten. Es ist nicht mehr aufzuhalten, das Reich Gottes.

Allen, die daran glauben und von Herzen auf die Rettung vertrauen, muß der Weg dahin zum Segen werden.

Heute will ich uns ein bestimmtes Bild des geborenen Heilandes lieb machen, das Bild des guten Hirten, der die Seinen kennt und den die Seinen kennen, des Hirten, der sein Leben hingibt für seine Schafe – dieses Bild will ich uns heute lieb machen. Es ist kein Zufall, daß Vertreter des Berufsstandes der Hirten die ersten waren, welche das Evangelium vom Kommen Gottes hören durften. Der geborene Retter sollte sich selber als der gute Hirte erweisen.

Bei William Wolfensberger habe ich einen Hirten-text über «Joos» gefunden:

Ich habe ihn gut gekannt, den alten Joos. Es ist wahr, das Dorf, dessen Schafe er hütete, war armselig genug, und die Handvoll Kleinbauern ließ es ihn merken, daß er Hirt war und sie die Herren. Die Herren! Aber wenn er aus dem hölzernen Napf abends an ihren Tischen das ärmliche Mahl aß, wußte man, wer Herr war. Von seiner hohen Gestalt, die ein wenig vornübergebeugt war, ging es aus. Oder ging es von seinem Antlitz aus mit dem langen, dichten, schneeweißen Bart? Oder vielleicht

von seinen Augen, die so ruhig und sicher dreinschauten? Oder kam es daher, daß er ein wahrer König war im Schweigen? Ich weiß es nicht.

Selten hat er geredet – wenigstens mit den Menschen. Aber wenn er unterwegs war mit seiner Herde, die er bis zum Gipfel des Piz Doro hinauf weiden ließ, hat er geredet. Er kannte ja alle Tiere. Das war zum Verwundern schön. Die Schafe gleichen sich doch so sehr, diese Herdentiere, die sich so stumpfsinnig nachrennen, eines hinter dem andern her, eines neben dem andern hin.

Er aber kannte sie. Es muß an seinem guten Auge gelegen haben. Stumpfsinnig erschienen sie ihm wohl nicht. Sie erschienen ihm bloß der Leitung und Fürsorge bedürftig. Taten sie denn etwas anderes, als sonst das Leben tut? Es folgt seiner Regung, das eine so, das andere anders.

Er hat mit seinen Tieren geredet. Sie haben ihn wohl verstanden. Schon mit dem allerkleinsten Lämmlein redete er, das unterwegs von der Mutter geboren worden war und das noch nicht gut mitkonnte, dessen schneeweißes Fell noch voll Blut war. Unter dem Arm trug er es mit. «So-so-so, mor-

gen kannst du dann auch springen, bist jetzt noch schwach und dumm. So-so-so, schrei nur nicht so jämmerig, es ist nicht so schlimm, zu leben, ihr werdet ja geführt und behütet, und ich bin bei dir, so-so-so.»

Einmal kam er früher heim als sonst. Er versorgte die Herde rasch in die Ställe. Mit langen Schritten ging er wieder aus dem Dorf. Es stand eine Unruhe und Besorgnis auf seinem Angesicht. Er war die ganze Nacht unterwegs in den Bergen. Es war eines aus seiner Herde verloren gegangen. Er hörte es in der stillen, mondhellen Nacht hie und da kläglich schreien, aber es war ein mühsam Holen. Wie hat er gesucht! Wie wurden die Sinne scharf! Durch Risse und Klaffen, über magere Alpweiden und geröllverschüttete Hänge suchte er. Er konnte nicht anders, trotzdem es ja nur ein dummes Schaf war. Und obwohl er wußte, daß es ihn noch nicht hören könne, sagte er unterwegs doch ganz laut: «So-so, ich komme schon. Sei nur ruhig, ich bin unterwegs. Ich finde dich schon, du armes Dummes.»

Müd kam er beim grauenden Tag in das Dorf, der gute Hirte.

Du und ich, wir beide verstehen das gut. Wir wollen es ja nicht an der Rede haben, aber doch wissen wir es so gut, was es heißt, verloren sein in Nacht und Not, in den Klüften, wo keiner mehr weiter kann. Wir können nur mit der Gesamtheit leben, und bloß dann, wenn diese geleitet wird. Wenn wir ein wenig abseits kommen, mißrät es immer. Dumme Schafe sind wir. Wenn Einer uns nicht hütete, was wäre es auch? Wenn Einer nicht sich um uns sorgete, wär's zum leben?

Du bist vielleicht ein stolzer, feiner Stadtmensch und lächelst jetzt überlegen und denkst, es sei ein milderer Vergleich, moderne Menschen immer noch mit Schafen zu vergleichen. Aber was tut's, ob du einen halben Meter Abstand von deinem Vorder- oder Nebenschaf hast oder gar keinen? Macht denn das einen Unterschied? In der Irre schreist du dann doch verloren in die Nacht hinaus und bist so froh, wenn er kommt und du seine gute Stimme wieder hörst: «So-so. Da bin ich ja. Sei jetzt zufrieden, bist halt ein Dummes.»

Auch die Menschheit kam abseits. Jetzt sehen wir es gut. Sie ist in eine schauerhafte Klaffe geraten,

weil sie eigene Wege suchte und doch nicht ohne den einen Hirten gehen kann. Sie kann jetzt aus der Klaffe fast nicht mehr hinaus und verblutet in der steinigen Sackgasse fast.

Wie stolz hat sich das Schaf von der guten Führung getrennt. Vielleicht glaubte es, es habe sich über seine Schafnatur «hinausentwickelt»? Wer weiß. Verwundet wie ein Tier schreit jetzt die Menschheit aus dem Abgrund ihrer dunklen Not.

Es ist so gut, daß Er unterwegs ist. Er hört uns schreien.

Er weiß so gut, daß wir nachher wieder prahlen werden, daß uns dies und jenes, unsere eigene Kraft und Gescheitheit, aus dem grauenhaften Loch geholfen haben.

Er weiß es, daß wir nachher nie zugestehen werden, wir seien elend in der Chrott gewesen und Er habe uns herausgeholfen. Wir werden sagen, daß wir abseits dies und jenes getan hätten im Interesse einer höheren Schafskultur.

Es macht Ihm aber nichts. Er ist unterwegs. Er lächelt ein wenig, wenn er daran denkt. Seine Liebe ist so über alle Massen. Er lächelt, es zittert ganz

froh über sein altes, erfahrenes Angesicht. Wenn er uns nur wieder in Händen hat und uns über den zerfetzten, blutigen Pelz fahren kann: «So-so-so, o du Dummes, hast Angst gehabt?»¹

Es geht Wolfensberger sicher nicht um die Herabwürdigung des Menschen zum Schaf. Es geht ihm ums Leben, um die Beziehung von Gott zu uns Menschen und von uns Menschen zu Gott.

Wie ist es ein Irrtum, wenn wir denken, wir brauchen Gott nicht! «Mit unsrer Macht ist nichts getan», sagt das Kirchenlied zu recht. Und wie dürfen wir uns freuen, wenn wir die Nachricht vernehmen und glauben, daß Gott für uns sorgt! Die Weihnachtsbotschaft hat zwei Seiten: Das Kind in der Krippe braucht dich – wir haben einen Gott, der uns braucht; und jedem von uns zeigt er, wo. Und die andere Seite: Du brauchst diesen fürsorglichen Gott – du hast einen Gott, der dir den Weg bereitet und dich darauf führt, und auf diesem Weg des Lebens mit Gott ist nichts umsonst, nichts. Dieses

¹ Religiöse Miniaturen, Weltliche Andachten von William Wolfensberger, Heilbronn (1917) 1935, S. 66 ff.

Geben und Nehmen, diese wechselseitige Beziehung, dieses Bleiben und zugleich Unterwegs-sein findet einen zutreffenden Ausdruck im Hirtenbild, das ja keine Idylle ist, wenn man drin lebt, sondern Wirklichkeit mit ihrem Schönen und Harten. Der meistgelesene persische Klassiker, Scheich Saadi, hat uns im 13. Jahrhundert folgendes kurze Gespräch zwischen dem Hirtensohn und seinem alten Vater überliefert:

Der Hirte sprach zu seinem alten Vater:

«Gib einen Rat, verständiger Berater!»

Der sprach: «Sei still und friedlich bei der Herde, doch so nicht, daß des Wolfes Zahn frech werde.»

Zum Fürsorglichen gehört immer auch das Wehren, das Kämpfen, das Einstehen für den Schwächeren. Gott kämpft um uns Menschen – er sehnt sich nach unserer Liebe zu ihm –, und er will, daß auch wir uns einsetzen für sein Reich und kämpfen für jene, die uns anvertraut sind und jene, die uns begegnen und mit uns ein Stück Weges gehen auf dieser Erde.

Die Geburt Gottes ist eine ernste, verändernde Angelegenheit und nicht nur eine elegante Über-

brückung der dunkelsten Jahreszeit, kein Idyll für zwei Tage im Jahr. Hans Norbert Janowski hat zur Weihnachtsgeschichte von Walter Jens² darüber geschrieben:

«Der christliche Mythos von der Geburt Gottes ist durchaus kein Idyll; er ist Geschichte und zeigt von vornherein und in allen seinen Zügen die Farben der menschlichen Realität. (...) Das Gotteskind wird geboren auf einer beschwerlichen Reise, die zu dem profanen Zweck einer Volkszählung und Steuererfassung gemacht werden muß. Gott wird Mensch inmitten einer dürftigen Umgebung, in Gesellschaft eines armseligen Personals und in einer Notunterkunft, am Rande der zivilisierten Welt; kein heimlicher Prinz, welcher der Maria in den Schoß gelegt wird. (...)

Um eine Feststellung ist es dem Evangelisten offenbar gegangen: Ausgerechnet über diesem dürftigen und zufälligen Szenario öffnet sich der Him-

² Hans Norbert Janowski, Höher als die Vernunft, in: Walter Jens: Frieden, Die Weihnachtsgeschichte in unserer Zeit, Kreuz Verlag, Stuttgart 1981, S. 149/150, 151

mel. Dieser Säugling ist der erwartete Messias. (...) Der Himmel, der sich über der Szene von Bethlehem öffnet, das Licht in der Nacht hat den Stall nicht in einen Palast verwandelt und die Hirten nicht zu wohlhabenden Leuten gemacht. Verändert hat sich die Wirklichkeit dieser Menschen: Sie haben im Licht dieser Nacht erkannt, daß im Kind in der Futterkrippe der Herr des Kosmos gegenwärtig ist. (...)

Die Pointe der Weihnachtsgeschichte greift aber noch darüber hinaus: Der Hymnus des Himmelsheeres umgreift den ganzen Kosmos und bezeichnet erst die Dimension des Anspruchs dieses Evangeliums. Es besingt die überirdische Herrlichkeit Gottes und verkündet «auf der Erde: Gottes Frieden! Frieden allen, die er liebt!»

Die Bibel läßt keinen Zweifel daran: Die Weihnachtsbotschaft betrifft das All, sie betrifft alle und alles – und sie verändert dort, wo sie offene Herzen vorfindet.

Wie das Evangelium verändern kann, habe ich in diesen Tagen am schönsten und prägnantesten in

Worten von Friedrich Schorlemmer ausgedrückt gelesen:

«Wo aus Übermut Sanftmut und aus Wankelmut ein Wandel-Mut wird, wo aus Eigen-Sinn Gemein-Sinn, aus Leid Mitleid, aus Hartherzigkeit Barmherzigkeit, aus Vergeltung Vergebung, aus Sorge Fürsorge, aus Vorherrschaft Partnerschaft und aus dem Geschöpf das Mitgeschöpf wird – da wird aus dem Menschen ein Mitmensch. (...) Da wird aus unproduktiver Zerstrittenheit eine produktive Einheit. Der umgekehrte Weg mag noch so wahrscheinlich sein; Wahrscheinlichkeit ist kein ethisches Argument, sondern statistische Resignation.

Hoffnung kann sich gegen Erfahrung stellen, wo sie Bedrängnis aushält, sich in Geduld bewährt. Schließlich ist alles <Vertrauen gegen den Augenschein>, abgrund-tief, himmel-hoch. (...)

Wo über uns nicht mehr der Himmel von Bethlehem aufginge, aus dem der Engelsgesang des Friedens für die Erde kommt, bliebe uns nur Sorge.»³

³ Friedrich Schorlemmer, Ansprache aus Anlaß der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 1993; Verlag der Buchhändler-Vereinigung GmbH, Frankfurt am Main, 1993, S. 63/64, 65

Stattdessen wird für uns gesorgt. Und zwar so, daß aus unseren Sorgen Fürsorge werden darf.

Diese Hirtenpredigt zu Weihnachten soll mit einem Gedicht von William Wolfensberger schließen, das hoffnungsvoll in die Zukunft weist, denn als Kinder Gottes haben wir, in welchem Alter wir auch sein und in welcher Lage wir uns auch befinden mögen, eine Zukunft im Leben mit Gott.

*O sieh! In Nacht und Nöten
Sehn wir die dunkle Bahn,
Nach deinen Morgenröten
Wir schauen himmelan.
Wir wandern dir entgegen
Durch dieses Grau'n der Welt,
Du bist doch allerwegen,
Der uns die Treue hält.*

*Ob wir dich gar verloren
Und in der Irre sind,
Du hast uns doch erkoren
Wie ein geliebtes Kind.
Und deine Hände hegen,
Daß keines daraus fällt,*

*Du bist doch allerwegen,
Der uns die Treue hält.*

*Und wenn wir voller Wunden
Nun wegesmüde gehn,
Wenn wir uns heimgefunden,
War es für dich geschehn.
Du hast verborgnen Segen
Uns schon bereitgestellt,
Du bist doch allerwegen,
Der uns die Treue hält.*

*Du heilst den sehrsten Schaden
Aus deiner Güte Born,
Du machst in dunkeln Gnaden
Uns wie gereiftes Korn
Und lockst uns dir entgegen
Nach deiner stillen Welt,
Du bist doch allerwegen,
Der uns die Treue hält.*

Neujahr

Das Geld des lieben Gottes

«Jesus sagt:

*Der Sohn des Menschen ist gekommen,
um das Verlorene zu suchen und zu retten.»*

Lukas 19, 10

LASCHÄ'NS. AMAR 
PERCHE. CHA  DIEU  ANS
HA AMA  IL PRÜM L. JOANNES 4 19

«Laßt uns lieben, denn Gott hat uns zuerst geliebt.

1. Johannes 4,19»

Romanischer Wandspruch in der Kirche von Lü/GR

Was mögen Sie sich bei diesem recht weltlichen Titel für ein geistliches Thema «Das Geld des lieben Gottes» wohl denken?... Geht es nun auch noch dem lieben Gott ums Geld? Was hat denn Gott mit Geld zu tun? Was für ein Geld hat Gott denn?

Keine Angst – es geht heute nicht um die Börse auf dem Kapitalmarkt, davon verstehen andere mehr. William Wolfensberger hat das Geld in einer Neu-erzählung über Jesus und Gott als Bild für das himmlische Kapital auf Erden benutzt; und welches Kapital dies ist, das lassen wir ihn nun grad selber berichten in der von ihm verfaßten Erzählung, die aus dem Leben gegriffen und doch biblisch und voller Liebe und Geist ist:

Einer Mutter muß er die Geschichte erzählt haben. Nach der Last eines schweren Tages war er zu der Hütte gekommen. Irgendwo auf dem Lande muß es gewesen sein. Sie stand vor der Türe und schaute in den Abend und hatte sich nicht lang besonnen, als der Rabbi um ein Nachtlager bat; sie sah, daß er einen schweren Tag hinter sich hatte.

Immer wieder mußte sie ihn von der Seite betrachten.

Es war doch noch ein ganz junges Gesicht, vielleicht kaum dreißig Jahre. Und doch, was stand darauf! Welch' tiefe Falte zog sich schon von der Nüster zum Mundwinkel hin! Welch' eigentümliche Mischung von Jugend und Alter!

Sie schloß die Hütte. Er sei müde. Ja, er komme weither, er sei seinen Kameraden ein wenig vorausgegangen, morgen würden sie sich wieder treffen. Jesus heiße er.

Sie hatte nie von ihm gehört. Es gab so viele Prediger. Es war ja eine so aufgeregte Zeit.

Aber sie wußte nicht, warum ihr heute abend ihr eigener Sohn immer und immer wieder in den Sinn kam. Und nun war es doch bald zwanzig Jahre her.

Ganz ohne zu wollen, erzählte sie ihm. Sie redete wie ein Mensch, der lange geschwiegen hat: Es ist dann ein Durst nach Worten da.

Er sah sie an, während sie erzählte. Er hörte ihre Geschichte gut. Er sah aber noch mehr: Er sah das feine Netz von Falten und Strichelchen auf ihrem Gesicht.

«Achtzehn Jahre und neun Monate ist er schon fort. Er war mein einziges Kind. Denken Sie, achtzehn Jahre! Und ist nie wiedergekommen, und nie hat er geschrieben. Er hatte blondes Haar. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist, achtzehn Jahre schon...»

«Mutter», sagte er, «Ihr habt mir die Geschichte von Eurem verlorenen Sohn erzählt. Ich will Euch auch eine erzählen. Sie paßt gut für Euch.

Ich weiß einen, der hat eine Handvoll elender Rappenstücke, die sind sein einziger Besitz. Ich weiß nicht, wie er dazu kommt, sie so wert zu halten, aber sicher ist, daß dem Manne diese Röppler das Kostbarste sind, was es gibt zwischen Himmel und Erde. Jeden Abend zählt er sie. Immer und immer wieder betrachtet er sie.

Man könnte diese Liebe verstehen, wenn es Goldstücke wären, nicht wahr, Mutter? Aber es sind ganz geringe, schmutzige Röppler. Und entgleitet ihm einmal einer beim Zählen, so kriecht der alte Mann voll zitternder Fürsorge unter den Tisch und Bank und sucht und sucht, bis er wieder gefunden hat, was verloren war. Es muß sein, daß für den

Mann, der seine Rappenstücke so hütet, eine Welt voller Sorge und Kummer und Freude an den unscheinbaren, wertlosen Dingen hängt. . . »

«Ihr meint Gott den Herrn?» fuhr sie auf.

« . . . Seht, Mutter, kein einziges der Rappenstücke hat an und für sich einen Wert. Aber in der Gesamtheit sind sie halt doch des Gottes großer Schatz, und darum hütet er jedes einzelne Stück so gut.

Du weißt, Mutter, wie die meisten von ihrer Fahrt durch die Hände und über die Tische so voller Hiebe und Hicke sind, als seien es Narben. Wenn du gut zusiehst, kannst du es sehen, wie auf jedem Räßler ein feines Netz von Falten und Strichelchen ist. Das kommt von der weiten Fahrt, Mutter.

Du weißt, Mutter, wie alle Räßler anders sind. Gleich sind sie nur in ihrer traurigen Wertlosigkeit. Aber jeder Räßler ging einen andern Weg, man weiß halt nicht, wie weit jeder gehen mußte.

Du weißt, Mutter, wie alle ein bißchen verschliffen werden von der weiten Fahrt durch die Hände und über die Tische, so verbraucht, als seien sie müd. Könnte es denn anders sein, Mutter?

Du weißt, Mutter, wie alle Räppler ein wenig schmutzig sind. Die einen ein bißchen mehr, die andern ein bißchen weniger. Aber allen, allen sitzt der Schmutz in den Fugen.

Aber, Mutter, kümmert ihn das? Hat er uns nicht dennoch alle in seiner Hand? Schaut er nicht dennoch zu und sorgt gut, daß ihm keiner verloren geht?

Mutter, er hat uns in Besitz! Er hat uns in Besitz! Uns alle, die elenden, verschliffenen, traurigen, schmutzigen Räppler, hält er fest in Händen.

Wollen wir nicht Gott vertrauen?»

«Rabbi, wer seid Ihr? Ihr habt Worte des ewigen Lebens!»¹

Wolfensberger stellt deutlich heraus, wie so ein einzelner Räppler für sich allein gar keinen Sinn macht. Er nützt nur etwas im Verein mit den anderen; er taugt nur, wenn man seinen Wert kennt und mit ihm umgeht. Der einzelne ist etwas wert, aber er ist es nur in der Gesamtheit und wenn mit ihm gehandelt wird.

¹ Religiöse Miniaturen, Weltliche Andachten von William Wolfensberger, Heilbronn (1917) 1935, S. 45 ff.

Diese Röppler sind wir. Wir Menschen sind das «Geld» des lieben Gottes, und er kennt jeden von uns. Jeder ist ihm teuer und lieb... Manche dieser Stücke sehen noch ganz frisch aus, sie glänzen und sind neu. Die meisten sind mehr oder weniger abgeschliffen, haben etwas Dreck in den Ritzen eingefangen. Einige haben Hiebe und Hicke abbekommen. Jeder hat schon feine Falten und Strichlein. So sind wir. Jesus weiß davon, und Gott kennt uns.

Vielleicht können wir es uns in diesen Stunden und Tagen des neuen Jahres mal durch den Kopf gehen lassen, was für «Röppler» wir nun sind: arg abgeschliffen oder frisch und neu; welches sind die Strichlein, die wir auf uns tragen; wo hat es Hiebe und Hicke abgesetzt; welcher Schmutz ist da zusammengekommen? An der Zeichnung sieht man die Geschichte des Röpplers, und es ist gar nicht schlecht, wenn so einer etwas zu erzählen hat.

Und dann dürfen wir daran denken, daß Gott uns ganz persönlich kennt. Wir dürfen uns ihm zeigen mit allem Fertigen und Unfertigen, mit allem Stolzen und Schändlichen, mit allem Freudigen und Schmerzlichen, mit gar allem. Da muß nichts ver-

borgen, hervorgehoben oder beschönigt werden. Es braucht keine Kosmetik, keine Rechtfertigung oder Entschuldigung, rein gar nichts. Nur: sich Gott zeigen und zu allem stehen. Den eigenen Rüppler mal anschauen, Gott zeigen und reden mit ihm darüber. So segnet Gott unser Leben. So stellt er uns in seinen Dienst.

Ist es nicht schön, daß Gott uns kennt, daß er uns Menschen liebt, daß wir sein «Kapital auf Erden» sind? In Psalm 8 gibt der Psalmendichter seinem Staunen darüber Ausdruck, daß Gott an uns Menschen denkt und uns nur um wenigens geringer als Engel geschaffen hat:

*«Gott, unser Herr,
wie herrlich ist dein Name auf der ganzen Erde,
der du deine Majestät gestellt hast über die
Himmel! Wenn ich anschau deine Himmel,
deiner Finger Werk,
den Mond und die Sterne,
die du bereitet hast:
Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst,
und des Menschen Sohn, daß du auf ihn acht hast?»*

*Denn ein wenig hast du ihn
unter die Engel erniedrigt;
und mit Herrlichkeit und Pracht hast du ihn
gekrönt. Du hast ihn zum Herrscher gemacht
über die Werke deiner Hände;
alles hast du unter seine Füße gestellt:
Schafe und Rinder allesamt
und auch die Tiere des Feldes,
Das Geflügel des Himmels und die Fische des
Meeres, was die Pfade der Meere durchwandert.
Gott, unser Herr,
wie herrlich ist dein Name auf der ganzen Erde!»*

Ja, Gott hat uns geschaffen, er gibt uns die Aufgabe. Wir sollen der Schöpfung vorstehen. Jeder von uns findet in seinem Bereich Möglichkeiten, mit denen er dies erfüllen kann.

Der Stuttgarter Aids-Pfarrer Petrus Ceelen hat dazu einmal geschrieben:

«Keine Aufgabe ist zu schwer,
wenn du sie gerne tust.
Kein Mensch ist zu schwierig,
wenn du ihn gerne hast.»

Und Rainer Maria Rilke (1875–1926) formulierte es so:

«Liebhaben von Mensch zu Mensch:
das ist vielleicht das Schwerste,
was uns aufgegeben ist,
das Äußerste, die letzte Probe und Prüfung,
die Arbeit, für die alle andere Arbeit
nur Vorbereitung ist.»

So verbindet letztlich die Liebe Gott mit uns Menschen, uns Menschen mit Gott und untereinander; und die Liebe bestimmt unser Verhältnis zur Schöpfung, zum Leben überhaupt. Wenn wir Menschen das «Kapital Gottes auf Erden» sein dürfen, dann ist die Liebe die Währung, die gilt. Aus dieser Liebe können wir stets aufs Neue schöpfen, denn «Gott ist die Liebe» (1. Joh. 4, 16).

Gott gebe es uns, daß wir uns im neuen Jahr immer wieder auf diese Bestimmung besinnen und ihr nachleben dürfen, damit ER uns nahe bleibt und wir nahe bei IHM.

DIEU .HA .IMPISSAMAINTS . DA .PASCH
E .NA .DA .LED . PER .ANS . DAR . UN
AVEGNIR . ED . UNA . SPRANZA

JEREMIA 29 11



«Gott hat Gedanken des Friedens und nicht des Leids,
um uns eine Zukunft und Hoffnung zu geben.

Jeremia 29,11»

Romanischer Wandspruch in der Kirche Lü

Die beide Püürli

*Der Apostel Paulus schreibt:
«Verabscheuet das Böse, hanget dem Guten an!
In der Bruderliebe seid gegeneinander
herzlich gesinnt!
Freuet euch mit den Fröhlichen,
weinet mit den Weinenden!
Seid gleichgesinnt gegeneinander!
Vergeltet niemandem Böses mit Bösem;
seid auf das Gute bedacht vor allen Menschen!
Ist es möglich, soviel an euch liegt,
haltet mit allen Menschen Frieden! »*

Römerbrief 12, 9 ff.

Jeder wird wohl seine Neiderfahrungen gemacht haben. Was der andere hat, ist besser und schöner; es glänzt einfach mehr... Besonders, wenn man selber kein's hat. Ganz nach dem Motto: Was ich will, das habe ich nicht, und was ich habe, das will ich nicht. Der geschickte Antiquitätenverkäufer weiß das und steckt sich die auserlesensten Ringe gleich selber an die Finger. Er darf damit rechnen, daß bald einmal ein Kunde erscheint, der mit seinem Stück an der Hand liebäugelt. Etwas «wehmütig» nimmt er dann den Ring vom Finger und verkauft ihn halt. Der Kunde ist König!

In meiner Studienzeit hatte ich das Glück, einem Menschen zu begegnen, der mir erklärte, wie er sich vom Neid mit einem ganz bewußten Entscheid losgesagt hatte. Er meinte: «Wenn es meinem Nachbarn gut geht, dann freue ich mich mit ihm. Es geht mir ja deswegen nicht schlechter, im Gegenteil: Wenn es ihm gut geht, habe ich auch mehr davon.» Diese Argumentation leuchtete mir ein, sie beeindruckte mich; und was mir jener Mensch von sich preisgegeben hat, das hilft mir oft, den Neid erst gar nicht aufkommen zu lassen, und wenn er sich doch

einmal in mein Herz einschleichen will, frage ich nach seinem Grund und versuche ihn zu beheben.

Eine Spruchweisheit sagt:

«Man findet sein eigenes Leben
gleich viel schöner, wenn man aufhört,
es mit dem Leben der Leute von nebenan
zu vergleichen.»

Daß man es auch anders halten kann, berichtet William Wolfensberger in seiner Erzählung «Die beide Püürli»:

Es sind emal zwoe Nochbere gsi, und käine hät em andere nüt möge gunne. Hät dr äint im Herbscht vo dr Alp e par Kilo mehr heinääh chönne, so häts dr ander ehländ pisse. Hät dr ander en Monet druf vo siner Sou meh chlini Söili übercho, so ischs em Nachbar (däm mit em vielen Anke!) gsi, er müesi Gufe chöje vor Niid.

De lieb Gott hät däre trurige Sach lang zueglueget und isch dänn ame schöne Sunndigzabig, won er gmäint het, er chönn es Augeblickli ewäg vo siner strängen Arbet, de Himmelswäg abecho uf d Ärde.

Er hät bisi tänkt: «Seh, chame iez ächt däne zwee Hösene s Niide nüd ustriibe?»

Er ischt wienen äifache Mah zum erschte vo däne Zweene ine gange und hät es Wiili mit em gredt. So, wies em göng? So, wieners heb? Was d Frau machi, und wie d Chinde zwäg seiged, und öbs Veh grahti? De Puur hät em Uuskunft gäh und hät grüemt und e zfrides Gsicht gmachet. De lieb Gott hät Fröid gha und bisi tänkt: «He, iez lueg mr au da ane, schlächt isch er gliich nüd.» Und sait zuenem: «Seh, wöisch dr öppis. Chasch säge was d witt. I bi nämli dä lieb Gott.»

Das Püürli lueget en e chli vo dr Siite-n-a, woner das gsäit hät, bsinnt si es Wiili und säit uf eimal: «So wöisch i, daß es em Chari däne nie besser göng als mir!»

De lieb Gott luegeten es Wiili ah mit sine blaue Stärnenaug und säit dänn: «Hä nu, so häsch es halt!»

Er isch ganz trurig us em Hus und zum andere dure. Er hät en au allerlei gfraget. So wies em göng? So wieners heb? Was d Frau machi, wie d Chinde seiged, und öbs Veh grahti? Er hät früntli Uuskunft

übercho und hät si gfröit und tänkt: «Hä, er schiint juscht nüd so leid suscht.» Zletscht säit er em au, er sölli oppis wöische. Er sei ebe dä lieb Gott. Er chönn säge, was er well.

Was meined er, was dä dunners, güggellers Gagel gwöischt hät?!

S gliich! Uf dä Tupf s gliich!!

«He nu,» süfzet de lieb Gott, «so häsch es halt. Es läbt jede, wiener wöischt.»

Säits und gaht de gääch Himmelswäg deruf i sis goldig Huus und regiirt d Wält wiiter.

Und s isch e so usecho. Die zwei Püürli händ wiiter gwerbet. Beedne isch es guet gange, und beedne gliich schlächt: Will jede hät müese zueluege, daß es au em andere guet göng.¹

Ja, «es lebt jeder, wie er es wünscht.» Dieser Kernsatz aus der Erzählung Wolfensbergers trifft den Appell des Apostels Paulus an die Christen in Rom: «Seid auf das Gute bedacht.» Da kann man mit gutem Willen schon etwas bewerkstelligen. Wir ver-

¹ Religiöse Miniaturen, Weltliche Andachten von William Wolfensberger, Heilbronn (1917) 1935, S. 63 f.

mögen mit unserer Einstellung, mit unseren Gedanken und Empfindungen, denen wir uns öffnen, mit dem Geist, den wir einlassen, die Lebensart entscheidend zu beeinflussen. Das ist eine alte Sache.

In unserem Jahrhundert wurde diese Beobachtung durch amerikanische Seelsorger mit dem Slogan «Die Kraft des positiven Denkens» propagiert. Es ist viel dran. Aber: man kann nicht alles durch Gedanken beeinflussen, und vor allem könnte das Mißverständnis entstehen, wir Menschen hätten alles in der Hand, wir seien gar nicht mehr auf die Gnade Gottes und das froh- und freimachende Evangelium Jesu Christi angewiesen. So ganz nach der Devise: «Jeder ist seines eig'nen Glückes Schmied.»

Diesen Satz soll man nicht für sich allein stehen lassen. Denn man könnte daraus folgern: Also ist auch jeder an seinem Unglück schuld – selber schuld! – ich muß nicht helfen. Dabei ist echte Hilfe, ohne Dank zu erwarten und ohne auf Schuld zu schauen, etwas vom Besten auf der Welt. Die Frau des ehemaligen deutschen Bundespräsidenten, die Ärztin Veronica Carstens, schreibt in ihrem Vor-

wort zum neu aufgelegten Buch Carl Hiltys «Für schlaflose Nächte»²:

«Die älteste Erfahrung der Menschheit lautet: Ohne Gott schaffst du es nicht. Du jagst und arbeitest, du liebst und tust Gutes – Glück, Furchtlosigkeit, Gelassenheit ziehen in dein Herz nur ein, wenn du alles – aber auch alles – von Gott erwartest. Er schenkt dir, was dir zukommt. Du kannst es nicht erzwingen.

Verläßt du dich aber auf ihn, erkennst du überall eine Aufgabe, die er nur dir – ganz allein dir – aufgegeben hat. Wenn sie dir zu schwer erscheint, verlaß dich auf ihn, er schenkt dir die Kraft, sie zu erfüllen. Du bist nie allein, du brauchst nichts zu fürchten, nicht einmal den Tod – den vielleicht am allerwenigsten.

Wie ist es anders zu erklären, daß gläubige Menschen selbst in Gefahr, Gefangenschaft und äußerster Not noch ein helles Antlitz haben, daß sie rückblendend die schwersten Jahre ihres Lebens als

² Carl Hilty, Für schlaflose Nächte, Herderbücherei, Freiburg i. Br. 1985, S. 5

die kostbarsten ansehen, weil sie die Nähe und den Beistand Gottes, seine tröstende Kraft erfahren hatten?»

Der springende Punkt ist dies: Gott sorgt für uns, bevor wir sorgen können und müssen. Gott kennt unsere Gedanken; er kennt auch unseren Weg, und er weiß, was wir auf diesem Weg brauchen – und er gibt es uns auch noch! Wenn wir dieses Vertrauen haben und dankbar dafür sein dürfen, dann müssen wir nicht neiden. Wir haben keinen Grund dazu.

Sobald wir merken, daß Neid in unseren Herzen aufkeimen will, sollen wir ihn nicht verdrängen, sondern uns eingestehen – das ist immer der erste Schritt zur Besserung – und dann nicht stehen bleiben, sondern die Einsicht nutzen und die Kraft nicht für Mißgunst verschleudern, also nach vorne blicken und sich fragen: Was habe ich für Möglichkeiten, die Situation für mich und für andere so zu verbessern, daß allen damit gedient und Gott die Ehre gegeben wird? Also: etwas in positiver Richtung tun. Dann geht es einen guten Weg. Denn wo Neid herrscht, da bleiben andere Laster nicht aus.

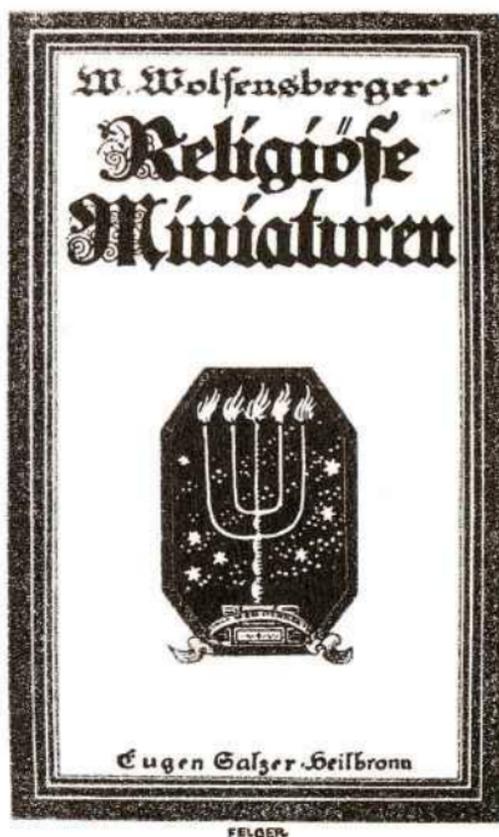
Darum erscheint der Neid im Neuen Testament in den Lasterkatalogen. Der Neid drängt in negativer Richtung, er führt von der Wahrheit weg – und mit der Wahrheit ist alles verloren.

Nun, schließlich ist noch das Gegenmittel für den Neid zu erwähnen, und dieses ist die Großzügigkeit. Mahatma Gandhi schreibt:

«Das Gegenteil von Neid
ist Großzügigkeit.

Großzügigkeit erlaubt uns nicht,
auf irgend jemanden neidisch zu sein.
Im Gegenteil, wenn wir in jemandem
etwas Wertvolles entdecken,
sind wir dankbar dafür
und ziehen noch Nutzen daraus.»

Paulus schreibt: «Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.» (2. Kor. 9,7) Wir sollen nicht denken, wir hätten nichts zu geben. Jeden von uns hat Gott beschenkt. Die Gaben sind so verschieden, vielfältig und reich. Davon dürfen wir geben. Auf diese Weise reichen wir weiter, was wir aus der Hand Gottes bekommen haben, und das ist ein Segen.



Umschlag des Büchleins «Religiöse Miniaturen» (1917),
neu aufgelegt 1935 bei Eugen Salzer in Heilbronn

Der Schatz

*«Das Reich der Himmel ist gleich
einem im Acker verborgenen Schatz,
den ein Mensch fand und wieder verbarg.
Und in seiner Freude geht er hin
und verkauft alles, was er hat,
und kauft jenen Acker.»*

Matthäus 13, 44

In den dreißiger Jahren amtierte der spätere bekannte und beliebte Papst Johannes XXIII. (der als Vater des 2. Vatikanischen Konzils in die Kirchengeschichte eingegangen ist) als Bischof in der Türkei. Man kann sich vorstellen, daß er dort das Christentum auf harten Boden säte, und so bekannte er einmal freimütig:

«Ich weiß, daß meine Hörerschaft sehr klein ist. Ich weiß auch, daß die vier alten Damen dösen, während ich rede. Aber das hat keine Bedeutung. Ich bin Bischof für diese Leute, und Gott ist Zeuge meines Tuns. Ich bereite meinen Unterricht vor, als ob ich in einer vollen Kathedrale sprechen müßte. Bevor ich auf die Kanzel steige, wende ich mich an die Schutzengel aller Gläubigen meines Vikariats und bitte sie, mein Wort zu allen zu bringen, auch zu den Gläubigen, die nie zur Kirche kommen.»

Ja, auf was schauen wir eigentlich, wenn wir ein Werk beginnen? – Haben wir gute Aussichten? Wird es ein Erfolg? Lohnt sich der Aufwand? Oder gar: Was bringt es mir? Komme ich dabei groß heraus? Gewinne ich etwas? Oder bringt's nichts? Ist die Mühe umsonst?

Der Menschenbeobachter William Wolfensberger hat sehr gut um diese Kämpfe tief in der Seele drinnen gewußt.

Lassen wir ihn vom Hartmann berichten:

Außerhalb des kleinen Dorfes, recht abgelegen und an einer ungeschickten Halde, lag der Acker, genannt Stabel. Er lag schon Jahre und Jahre brach, und es ist nur zu gut verständlich, daß ihn keiner mochte. Zum ersten war er fast eingewachsen, es wucherte auf ihm ein Wald von Unkraut. Die spitzen Blaudisteln waren in der Mehrzahl. Aber zwischendrin prunkte auch der grelle Mohn, und das verlogene Rot der Mansönias machte sich breit. Es schillerte drin von Unkraut aller Art, und was nicht unkrautverwuchert war, hatten der Weißdorn und die stinkende Berberitze besetzt.

Sodann war die Lage unbequem. Man pflügt nicht gern an gähen Halden. Und die Halde, an welcher der Acker Stabel lag, war zudem noch in beträchtlicher Entfernung vom Dorf.

Was aber das Entscheidende ist, daß der Acker Stabel jahrelang ungepflügt und unbebaut blieb, ist

der Umstand, daß er gegen die Rüfi hin lag. Sie hatte ihn schon zweimal mit ihrem steinernen Segen überschüttet. Damals hatte just der Roggen drauf geblüht, und nicht ein Hälmlein davon war übriggeblieben. Man erinnerte sich noch recht gut an diesen Tag im Dorf, und eigentlich kann man niemandem einen Vorwurf machen, daß darum der Acker unbebaut und das gute Erdreich vergraben blieb unter der Decke von Gestein und Kies, darauf üppig die Lügenblume schoß, die stinkende Hoffart gedieh, der leere Mohn prunkte. Und zwischen dem brütendwarmen Gestein schlich sommers das Ungeziefer um, ein Schlänglein und derlei Zeug sonnte sich dort.

Schließlich wurde er noch zu etwas gut, dieser elende Acker: Man lagerte dort Mist und Schutt aller Art ab. Dazu war er nun wirklich noch gut genug. Jeder im Dorfe wußte: Die schlimmste Ware durfte man schließlich auf dem Acker Stabel ablagern.

Es gehörte für den jungen Hartmann Mut dazu, den Acker zu pachten. Man lächelte: Arme Schlucker – wie der Hartmann einer war – mußten doch wirklich mit elendem Zeug vorliebnehmen.

Er war ein junger, mutiger Mensch, voll Vertrauen. Vielleicht hatte er bei sich gedacht: Ich baue ihn nebenbei, und wenn ich nicht großen Gewinn habe, bin ich mit kleinem Gewinn zufrieden, ich brauche Brot für meine Kleinen. Er war ein junger Vater und sorgte gut.

Mit dem Unkraut räumte er barsch. Zündete an, riß aus, hieb um. Mit den Steinen war's ein beschwerlich Ding. Woche um Woche trug er alltag davon an den Ackerrand, sprengte, schleifte und werkte, daß es eine Art hatte. Aber als er dann die Pflugschar zum erstenmal durch den zähen Grund zog, staunte er doch bei sich selber: Wie groß war der Acker geworden, jetzt, wo er nur ein bißchen abgeräumt war. Wie weit schien er!

Aber es war harte Arbeit. Doch unter dem wüsten Rüfischutt kam der gute, dunkelschollige Grund hervor! Bau zu, Hartmann, bau zu!

Er pflügte, so tief er konnte. Er riß den Boden wund. Gut Korn will rechte Ackerarbeit. Gut Korn will gesunden Boden. Gut Korn will braune Scholle. Bau zu, Hartmann!

Da! Er stieß auf. Hia-ho! Fahrt zu!

Zu seinen Füßen blinkte es. Aus der Klaffe der geborstenen Truhe blinkte es hell. Es hämmerte in ihm. Das war ein Schatz von unermeslichem Wert!

Er deckte ein bißchen Erde darüber und pflügte weiter. Kein Wort entfuhr ihm. Bloß durch seine junge Seele jauchzte es froh: Daß ihm mitten in so viel Mühe und Plage, auf dem verachteten Acker, das größte Glück seines Lebens vor die Füße gerollt!

Er hatte eine unruhige Nacht. Er kalkulierte hin und her. Er wußte schon, daß der Acker spottwohlfeil zu haben war. Aber immerhin, für ihn war es doch ein Griff.

Er warf sich hin und her. Seine Frau merkte es wohl, wie er mitten in der Nacht aufstand und unter dem Bett die Geldkiste hervorzog und mit behutsamen Fingern zählte. Sie tat nicht dergleichen. Sie dachte nur: Was hat er bloß, daß er so still ward?

Am Morgen wußte sie es: Er wolle Stabel, den Acker, kaufen. Bist wohl nicht recht bei Trost, jetzt, ehe man weiß, ob er etwas abwirft! O doch, Frau, er wirft etwas ab! Er ging hin und kaufte den Acker und kaufte den Schatz. Er hat den großen Zug seines Lebens früh getan.

Du kennst den Acker. Es ist deine Seele. Du kennst den Bauer: Du bist es und sollst es sein, Hartmann, du.

Du weißt, wie es die andern mit dem Acker ihrer Seele halten: Es gibt nichts Verachteteres. Ist's ein Wunder, daß darauf das Unkraut schießt, die stinkende Hoffart, der geile Mohn, das verlogene Rot der Lügenblume? Ist's ein Wunder, daß Dorn und Distel wuchern und das Schlangengezücht dort seine verborgene Statt hat? Du weißt, wie sie mit dem Acker Stabel umgehen: Ach, der liegt seitab. Ach, da verlohnt sich's nicht, zu bauern und zu bauen. Es wäre einer ein Tor und Narr.

Wie kam es nur, daß der Acker der Seele so verachtet wurde? Wie kam es, daß man alle Lotterware dort abladet und schnell daran vorbeigeht? Wieso wurde es Sitte, daß jeder seinen Unrat noch dorthin führte und man Stabel behandelte, als sei es ein elender Schindanger?

So kam es: Die Rüfi des Lebens, die klotzige, wüste Rüfi des Lebens ist dir und mir über die Seele gegangen. Wir wissen es ja noch gut, wie einst ein fruchtbar Korn dort sproßte und grad der Roggen

darauf in Blüte stand, und treuherzig blauten die Kornblumen zwischen ihnen, und die Sommervögel scharten darüber. Dann kam das Unheil über all das. Kein Hälmlein blieb unbedeckt. Nun liegt alles erstickt. Man mag gar nicht mehr daran denken. Am besten ist noch ein bißchen Spott und Verachtung. Man hat den Glauben an diesen Acker aufgegeben.

Und doch: Wir sollten die Arbeit auf diesem Acker wieder lernen. Wir bringen uns sonst um unser bestes Gut. Denn es liegt ein Schatz in diesem Acker verborgen, der große Gottesschatz liegt vielleicht auch in deinem Acker, wer weiß?

Du mußt den Glauben wieder lernen an den Acker, Hartmann. Laß andere über den Acker spotten, Hartmann. Du aber arbeite darauf.

Die Arbeit auf deinem inneren Acker beginnt mit der großen, barschen Reinigung. Zünd' an, rei aus, trag all das Steinzeug weg, o sei hart, sei hart.

Ich weiß es schon, was für eine Schinderei das ist. Die andern gehen lächelnd an dir vorbei, indes du dich mit dem plagst, was sie so verachten. Schau auf dein Werk, o sei hart mit dir, o sei hart.

Wie wurde der Acker klein gemacht! Sogar der Pfarrer im Ort schaut ihn nicht an. Aber in dem Acker allein liegt der Gottesschatz beschlossen, der dich reich machen kann.

Wie bei dem Hartmann: Mitten in Mühe und Arbeit geschieht unverhofft und unverdient das Große. Wenn du nur Mühe und Plage siehst, wenn es so schwer geht, daß du fast verzagst, blinkt es auf einmal auf.

Wie bei Hartmann geschieht es bei dir: Man wird so still. Die Gott haben, werden so stille Menschen. Nein, fromme Schwätzer werden sie nicht.

Was kann man tun? Baue den Acker!

Vielleicht kommt aber einer und sagt: Man kann Gott nicht verdienen durch Werke. War denn der Schatz verdient? War er nicht lauter Gnade? Lauter Gnade.

Vielleicht sagt einer, der es schwer gehabt hat: Ich hab' mich auch gemüht und gebückt und die Steine weggetragen und habe ihn doch nicht gefunden.

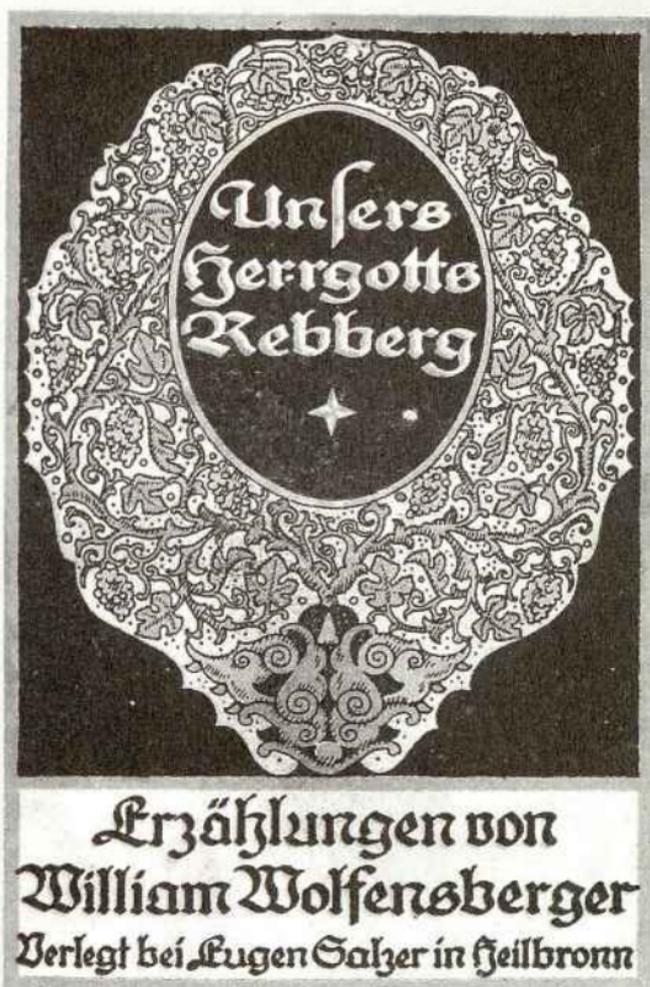
Ja, viele finden ihn früh und dürfen jubeln. Viele finden ihn spät. Finden ihn in Anfechtung, Leid und Vereinsamung.

Aber, baue doch weiter. Trag die Sorgensteine weg. Die ekelhaften Geldsteine trag weg. Es erstickt dir der Boden. Es macht deinen guten Grund unfruchtbar. Öffne den Acker der Seele der Sonne, baue und säe. Dann wirst du doch in jedem Fall davon ein wacker Korn bekommen, daß du Brot des Lebens gewinnst.¹

Irgendwie erinnert mich die Geschichte von Hartmann und seinem Acker an die Arbeit jenes Bischofs der dreißiger Jahre in der Türkei. Beide schauen nicht auf das Äußere; beide sind sich aber wohl bewußt, daß ein anderer immer zuschaut. Und seine Gegenwart ist das Entscheidende. Nicht die Zustimmung der Welt, nicht der Glanz des Ertrages sollen locken und uns dazu verleiten, eine Aufgabe in Angriff zu nehmen, sondern ob Gott damit einverstanden ist, ob er das so haben will und ob er seinen Segen dazu gibt – das ist ausschlaggebend. Darauf kommt's an.

¹ Religiöse Miniaturen, Weltliche Andachten von William Wolfensberger, Heilbronn (1917) 1935, S. 20 ff.

Denn der Schatz, den es im Leben zu gewinnen gibt und von dem alles, so ganz alles abhängt, dieser Schatz ist das Wort aus Gottes Munde, von dem wir leben. So viel anderes will es übertönen, daß es nicht mehr an unser Ohr dringt und nicht mehr zu unserer Seele vordringen kann. Und wir verlieren so wenig, wenn wir all das Störende aufgeben; und wir gewinnen so viel, wenn wir es einlassen, das Wort Gottes, in unsere Herzen, damit es uns Kraft gibt und Leben.



Titelblatt des Buches «Unsers Herrgotts Rebberg» (1916),
Neuaufgabe 1919 in Heilbronn

Das arme Geigerlein

*«Diese Gesinnung heget in euch,
die auch in Christus Jesus war,
der, als er in Gottes Gestalt war,
es nicht für einen Raub hielt, wie Gott zu sein,
sondern sich selbst entäußerte,
indem er Knechtsgestalt annahm
und den Menschen ähnlich wurde;
und der Erscheinung nach
wie ein Mensch erfunden,
erniedrigte er sich selbst und wurde gehorsam
bis zum Tode, ja, bis zum Tode am Kreuz.*

*Daher hat ihn auch Gott über die Maßen erhöht
und ihm den Namen geschenkt,
der über jeden Namen ist,
damit in dem Namen Jesu sich beuge jedes Knie
derer, die im Himmel und auf Erden
und unter der Erde sind,
und jede Zunge bekenne,
daß Jesus Christus der Herr ist,
zur Ehre Gottes, des Vaters.»*

Philipperbrief 2, 5–11

Im Philipperbrief des Apostels Paulus (2, 6–11) lesen wir ein altes Christus-Lied, das der Gottesmann bereits übernommen haben dürfte. Es handelt sich um ein urchristliches Lied, einen Christus-Hymnus, der das heilvermittelnde Christusgeschehen in drei Phasen beschreibt: die Präexistenz Christi, seine Erniedrigung und seine Erhöhung.

Unter der Präexistenz Christi verstehen wir sein Dasein schon vor der Menschwerdung in Jesus von Nazareth. Unser Lied sagt: «Jesus Christus war in Gottes Gestalt.» Und im Kolosserbrief (1, 15–17) heißt es: «Er, Christus, ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborene der ganzen Schöpfung; denn in ihm ist alles, was in den Himmeln und auf Erden ist, erschaffen worden, das Sichtbare und das Unsichtbare, seien es Throne oder Hoheiten oder Gewalten oder Mächte: Alles ist durch ihn und auf ihn hin erschaffen; und er ist vor allem, und alles hat in ihm seinen Bestand.» Christus gab's also schon vorher. Daraus folgt zum Beispiel, daß wir uns um jene, die vor unserer Zeitrechnung geboren wurden, keine Sorgen machen sollen – auch ihr Leben liegt in der Hand Christi. Oder es folgt daraus, daß

wir Christus wehtun, wenn wir seiner Schöpfung Schaden antun, denn «durch Christus und auf ihn hin ist alles erschaffen worden».

Aus freiem Willen nun hat Christus verzichtet auf Hoheit und Macht und wurde Mensch. Er erniedrigte sich selbst. Er wurde solidarisch, nahm Menschengestalt an und kam in diese Welt. Daraus folgt zum Beispiel, daß wir nicht in irgendwelche himmlische Sphären abheben und welt- und realitätsfremd werden müssen, sondern ganz einfach Gott und seinen Geist der Liebe und der Versöhnung in diese Welt und in unsere Herzen einlassen sollen. Es folgt auch daraus, daß wir auf äußere Macht und Gewalt verzichten können, weil wir um die Macht der Liebe wissen.

Denn diesen erniedrigten Christus hat Gott erhöht. Und das ist sein Werk: Den Hohen erniedrigt Gott, den Niedrigen erhöht er. Wir haben keinen statischen, teilnahmslosen, ruhigen und leidenschaftslosen Gott, sondern einen lebendigen, einen, der eingreift in unser Leben, der uns nachgeht und zurückruft. Immer dann ist der Gott Jesu Christi ganz besonders da in unserem Leben, wenn

wir gerufen werden, wenn wir zurückgeholt werden, wenn wir klein werden – um dann aus seiner Herrlichkeit zu bekommen. Gott ist kein Bild, er ist ein Ereignis. Er ereignet sich im Leben.

Es war einmal ein armes Geigerlein, das war so arm, daß ihm keiner gleich war an Niedrigkeit und Verachtung.

Da kam der Teufel zu ihm und sprach mit großer List:

«Wenn du für mich ein einzig Lied geigen willst, will ich die Wirbel deiner Geige in eitel Gold verwandeln, und die Welt soll dir zu Füßen liegen.»

Des aber weigerte sich der arme Musikant, denn seine Seele hatte ein anderes Begehrt. Er fluchte dem Bösen, und der Böse verließ ihn. Das Geigerlein schritt fürbaß und kam in ein kleines, verlassenes Kirchlein. Darin spielte er sein Lied, und das Lied rief mit Gewalt zu Gott dem Herrn, daß er ihm groß Gehör und ewig Macht geben wolle.

Und da das Geigerlein den ganzen Tag lang bis zur Nacht geigelt hatte, kam in der Dunkelheit unser Herr Jesus Christ selber zu dem Musikanten in das

Das arme Geigerlein

Kirchlein geschritten, und das arme Geigerlein sah seinen Glanz und seine leuchtende Helligkeit scheinen.

Unser gütiger Herr fragte ihn leis' nach seinem Begehr.

«Ich will», sprach das arme Geigerlein kühn, «daß du mich mit deiner größten Gnade segnest, denn ich bin dir untertän ganz und gar.»

Da erbarmte sich unser Herr Jesus Christ über das arme Geigerlein und sprach zu ihm:

«Ich habe dein Lied gehört, welches hier erklang und bis zu mir gedrungen ist. Ich will dich segnen mit meiner größten Gnade und dein Begehr stillen.»

Und er beschenkte den armen Musikanten mit den Zeichen seiner Wundenmale, auf daß er sie an seinem eigenen Leibe trage, und hieß ihn aus dem Kirchlein weiterziehen, in Armut und Niedrigkeit von Gott dem Herrn selber gesegnet.

Und demütigen Sinnes wanderte das arme Geigerlein über die ganze Welt, von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land.

Und überall, wo er sein Lied anstimmte, kam über das Volk eine große Bekümmernis; denn es klangen aus seinem Liede alle Wundenmale des

Herrn, mit denen er begnadet worden. Die Wundenmale klagten so stark zu den Menschen, daß sie Reichtum und Hoheit niederlegten und Gott in Armut und Niedrigkeit zu dienen beehrten.

Und wenn sie weinend allen Reichtum von sich geworfen hatten, zog das Geigerlein von dannen in eine neue Stadt.

Wenn es aber dereinst alle Welt durchwandert haben wird und alles Volk das Lied gehört hat, aus dem die Wundenmale reden, die alle kleinen Sinnes machen, wird die Menschheit Gottes sein; und ganz befreit von dem Joche ihres eitlen Schimmers werden alle mit dem Geigerlein voran in weitem Zug der Heimat Gottes entgegenwandern.¹

Wir kennen sie, die Versuchung, den goldenen Griff gegen den Seelenverlust zu erhalten. Unserer Gesellschaft ist dieser Mechanismus wohlbekannt: der äußere Gewinn gegen den inneren Verlust. Reichtum, Glanz, Ruhm, alles können, alles zustandebringen und doch am Wesentlichen vorbeiziehen;

¹ William Wolfensberger, *Ausgewählte Werke*, Herausgegeben von Robert Lejeune, Frauenfeld 1964, S. 351 f.

das nicht haben, wovon man eigentlich leben würde; die doch so notwendige Nahrung für die Seele und den Geist vermissen.

In William Wolfensbergers Erzählung «Das arme Geigerlein» wird es nochmals deutlich ausgedrückt: Die größte Segnung, die größte Gnade im Leben ist es, wenn wir seine Wundenmale tragen dürfen, wenn wir etwas von seinem Leiden mitbekommen, wenn wir mit Christus niedrig und arm werden. Und wenn wir als solche IHM dienen, seinen Namen bekanntmachen und seine Melodie weitergeben.

Es geht nicht um das Rechthaben. Es geht um die Wahrheit und um den Dienst. Es geht nicht um den Schein nach außen; es geht nicht darum, was andere von uns denken. Es geht um die Wahrheit und um die Liebe.

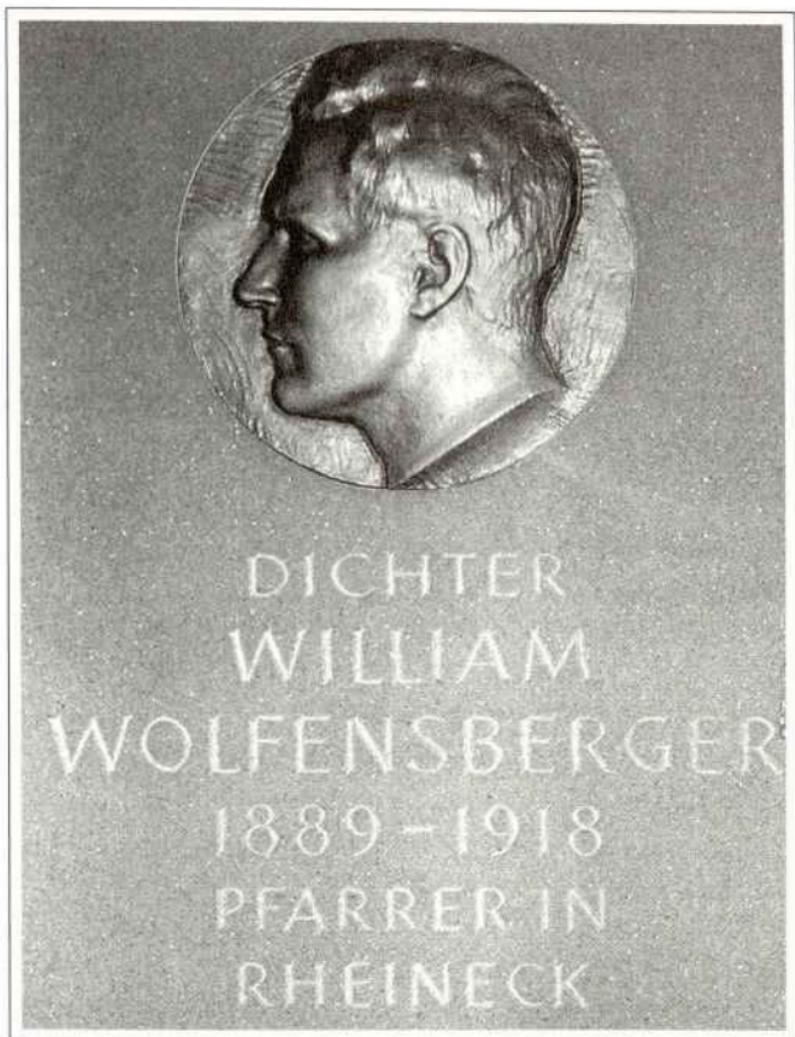
Johannes Paul I., der lächelnde Papst, sagte einst: «Mir genügt es, wenn Gott mit mir zufrieden ist. Was ich von mir denke, hat keine große Bedeutung. Was die anderen von mir denken, ist belanglos. Was Gott von mir denkt, darauf kommt es an.»

Diese Einstellung, diese Haltung vermittelt Souveränität und Freiheit. Sie macht frei von Eitelkeit,

frei vom Vergänglichen; sie macht frei für das Beständige, frei für das, was nicht vergeht, für das Echte, das Ewige, frei für die Wahrheit, den Dienst und die Liebe.

Christus spricht:

*«Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben;
niemand kommt zum Vater außer durch mich.»
Johannes 14, 6*



*Rheineck widmete dem Poeten
eine Straße und eine Gedenktafel an der Kirche*

Kara, schwer steht in Palen
& lehre & reift im goldenen
Überflus der Sonne es
wollt wie von Wägen durch
das Kara, als sei es von
dem grossen Rhythmus geheimen
Lebens ganz bewegt, da
es ein andächtig Schreien,
wie unser Brot für's kommende
Jahr im Helm steht; das
Brot, um das wir seit
1914 bitten beraten.

Wie wenn ob wartenden
Thuren die Sonne steht &
sie wachsen & speiden &
leben, so ist unsere Seele,

wenn ob ihrem Reich Gottes
Abrahams glanz auffging & sie ganz
durchleuchtet, durchdringt.

Wie wenn ob wartenden Fluren
die Sonne steht & in ihr &
allein durch sie alles Leben
wird, so ist es mit dem Land
unserer Seele: Wir leben erst,
wenn wir Licht aus der Höhe
haben, wenn wir ganz durch
drungen & durchdringt sind
von seinem, seinem Leben.

Wahl liegen in uns tausend
Keime, tausend Anlagen, tausend
gelegte & bereitete Dinge. Aber
das Geheimnis liegt darin, das
erst noch ein großes, allmächtiges

Die Handschrift

im posthum herausgegebenen Faksimile «O Sonne!»

Unseres Herrgotts Rebberg, Erzählungen, Heilbronn 1916

Religiöse Miniaturen, Weltliche Andachten, Heilbronn 1917, 1919, 1935

Lieder aus einer kleinen Stadt, Gedichte, Zürich 1918

Köpfe und Herzen, Geschichten aus dem Hochtal. Mit einer Einführung von Jakob Boßhart, Zürich 1919, 1922

Legenden. Mit einem Begleitwort von Jakob Boßhart, Zürich 1919, 1922

Kreuz und Krone, Gedichte, Zürich 1920

Narren der Liebe, Skizzen und Gedanken, Zürich 1920

O Sonne!, Betrachtungen über des Christen Wandel, herausgegeben von Berta Reiser, 1922

William Wolfensberger, Ausgewählte Werke, herausgegeben von Robert Lejeune, Frauenfeld 1964

Wolf und Lamm, Predigten über Tiere, Oesch Verlag, Zürich 1984

Davids Harfenspiel, Predigten über Kinder, Oesch Verlag, Zürich 1985

Stauend sah er den Sternenbogen, Predigten über Sonne, Mond und Sterne, Oesch Verlag, Zürich 1987

Die Flügel der Seele ausspannen, Predigten, Theologischer Verlag Zürich, Zürich 1991

Wenn du dich sehnst, Bildmeditationen für 30 Tage, Blaukreuz Verlage Bern und Wuppertal 1984, 1985, 1987

Wenn du suchst, Bildmeditationen für 30 Tage, Blaukreuz Verlage Bern und Wuppertal 1986, 1989

Wenn du traurig bist, Bildmeditationen für 30 Tage, Blaukreuz Verlage Bern und Wuppertal 1988, 1990

Wenn du einsam bist, Bildmeditationen für 30 Tage, Blaukreuz Verlage Bern und Wuppertal 1990

Wenn du leben willst, Bildmeditationen für 30 Tage, Blaukreuz Verlage Bern und Wuppertal 1992

Wer mit dem Herzen sieht, Ratgeber für das Leben zu zweit, Oesch Verlag, Zürich 1988

Das Gotteshaus zu Serneus, Festschrift zur 500-Jahr-Feier 1479–1979, Verlag J. Haltiner, Klosters 1979

Das Goldbrünneli, Eine Sagensammlung aus Klosters und Umgebung, Verlag J. Haltiner, Klosters 1982

Das schöne Werdenberg, Ein Bildband, Buchsdruck und Verlag, Buchs 1985

Das Geheimnis der Kirche von Gretschins, Symbolik im alten Kirchenbau, dargestellt an der St. Martinskirche Wartau-Gretschins, Buchsdruck und Verlag, Buchs 1991

